

Nachdruck verboten.

Zwei alte Jungfern.

Erzählung von A. Trinius.

Das ist eine alte Geschichte, und wohl Jeder hat sie schon am eigenen Herzen erfahren, daß die Eindrücke der Jugendzeit am treuesten und unverwischbarsten sich uns erhalten, daß Alles, was die Kindheit an Wolken und Sonnenschein uns brachte, uns als Erinnerung durch's ganze Leben begleitet, ja mit dem zunehmenden Alter an Schärfe und Klarheit gewinnt, während alles Dazwischenliegende mehr und mehr mit einem grauen, die Umrisse verhüllenden Schleier sich umspinnst. Denn das Kindesgemüth ist noch ein reines, unbeschriebenes Blatt. Was hier das Schicksal einträgt, hat dauernden Bestand, denn es vermag noch feste, tiefe Wurzeln zu fassen auf jungfräulich unberührtem Boden. Die Bilder unserer Jugendzeit, mögen sie noch so eng umrahmt, noch so farbenarm sein, uns dünken sie nicht nur ein Ausschnitt aus der großen Welt, sondern die Welt selbst; die Menschen, die unseren frischen Lebensweg durchkreuzen, sind uns Vertreter der ganzen Menschheit, und nach ihnen formen wir uns im Stillen ein Urtheil, wägen wir mit feinstem Empfindungsvermögen Haß und Liebe, Abneigung und freudige Begeisterung ab. Der beste Menschenkenner bleibt das Kind; alle später angeeignete Philosophie und Seelenkunde leiht uns nicht mehr die Treffsicherheit, mit welcher ein Kind blitartig in seinem Urtheile über Gut und Böse entscheidet. Die Jugendzeit ist der wahre und ergiebigste Nährboden der Phantasie, aus welchem der spätere Dichter und Künstler seine Kraft saugt und, sich oft wohl selbst unbewußt, seine besten Anregungen, Stimmungen und Gestalten schafft. An die unscheinbarsten Dinge, oft nur an eine Farbe, einen Geruch, eine Bewegung, knüpft sich für uns bis an's Lebensende die Erinnerung an Menschen und ganz bestimmte Vorgänge aus unserer Jugendzeit. Von einer solchen Erinnerung möchte ich hier erzählen.

Ich mochte ungefähr acht Jahre alt sein, als ich eines Tages begann, die meisten unserer deutschen Classiker und Componisten mit Haut und Haaren aufzuzessen. Freilich muß ich sofort kleinmüthig hinzufügen, — nur im Bilde. Es waren nur thalergroße, runde, weiße Zuckerscheiben, die stark nach Pfefferminze dufteten und auf der einen Seite das wohlgetroffene Brustbild irgend einer Herde unserer Literatur oder Musik in plastischer Wiedergabe zeigten und darunter den Namen des betreffenden Opfers meines Vernichtungsdranges. Auf diese Weise, die sich mir ebenso wohlfeil als einschmeichelnd gab, gewann ich verhältnismäßig früh einen nicht zu verachtenden Einblick in die Welt der schönen Künste, und ich darf, ohne in Ruhmredigkeit zu verfallen, wohl versichern, daß ich mich, trotz des starken Pfefferminzduftes, mit Ernst und Eifer der gestellten Aufgabe unterzog.

Für immer verknüpft aber mit diesen Zuckerscheiben bleibt für mich das Doppelbild zweier alten Jungfern, von denen die eine mich liebenden Herzens so früh in das Studium der Classiker einführte.

Sie wohnte mit ihrer Schwester im zweiten Stockwerke des Häuschens, in das wir kurz vorher eingezogen waren. Schon wenige Tage darauf, es war ein Sonnabend, brachte ich im Triumph das erste Zuckerbild mit herab in unsere Wohnung, um fortan jeden Sonnabend Abend mit gleicher Gabe das Altjungfernheim zu verlassen.

Erfurt bot damals noch nicht das geräuschvoll moderne Bild wie heute. Der ganze süße Dämmer mittelalterlicher Poesie lag noch auf den Plätzen, Straßen und über dem Gewimmel seiner krummen Gäßchen mit ihren Winkeln, Ecken, Giebeln und den tausend Heimlichkeiten. Noch galt die Stadt als eine achtungsgebietende Festung. Umwehrt von Mauern, Wällen, Thürmen und Thoren, schlang sich ein doppelter Wasser- und Wallkranz um die vielthürmige, alte deutsche Reichsstadt,

mit schattigen Wandelgängen und malerischen Ausblicken. Das flotte, fröhliche, täglich sich wiederholende Schauspiel militärischer Uebungen und Aufzüge schuf einen eigenartigen Gegensatz zu der damals noch mit aller Pracht und Herrlichkeit sich entfaltenden Macht der katholischen Kirche und war jedenfalls dazu geeignet, der kindlichen Phantasie einen Strom von farbenschildernden Eindrücken zuzuführen.

Das Haus, das wir mit noch zwei Familien theilten, lag unweit des Hirschgartens, einem schattigen Kinderspielplatze, auf der einen Seite von dem stattlichen Regierungsgebäude begrenzt, in dem 1808 der corsische Welteroberer einige Zeit sein Hoflager aufgeschlagen hatte, und in dem er auch Goethe zu jener merkwürdigen Unterredung empfing. Unser Wohnhaus war mit dem des Nachbarn, eines ehrsamem Lohgerbers, durch düstere Höfe und lange, dunkle Fachwerträume verbunden. In den mit Lohe angefüllten Cisternen der Höfe lagen die zum Gerben bestimmten Felle, die Lageräume enthielten die frisch eingebrachten Lohluchen. Ganz am Ende dieser weitläufigen Anlagen gurgelte ein Nebenarm der Gera vorüber. Die schynigen Gestalten der Gerber, das ärmliche, barfüßige Volk der Lohluchentreter, das ganze Gewir der düsteren Anbauten, das Alles erschien mir damals in märchenhafter Beleuchtung und gab zu manchen Phantasien willkommensten Anlaß. Die Rehrseite dieses Bildes bot der Hof des anderen Nachbarn, eines warmherzigen Pfefferkuchlers und Conditors. Wie Nacht und Tag schieden sich für mein Empfinden diese beiden Höfe. Und wie ich mich dort so oft in die Unterwelt mit ihren Höllengestalten versetzte, so schaute ich hier mit innigster Theilnahme und vornehmender Wonne dem Meister zu, wenn er aus der durchlocherten Spitze einer Papierdüte mit Schwung und Geschmack den Zuckerguß zu anmuthigen Ranken und Gebilden über eine Torte hinpustete.

Aber stillfroh und selig war mir's um's Gemüth, wenn ich gegen Abend, nach beendeten Schularbeiten, an regnerischen Tagen die winkligen Treppen hinaufsteigen konnte, um den alten Damen meinen Besuch zu machen. Des Sonnabends aber that und durfte ich dies immer. Wie der Soldat sein Kommissbrod, so empfing ich da regelmäßig meinen verzuckerten Classiker. Gewöhnlich ließ ich ihn noch unter dem Einfluß der Stimmung einen Tag leben. Aber Sonntag Abend war er dann gewiß seinem Schicksal verfallen.

Die bescheidene Wohnung der beiden alten Jungfern hatte für mich etwas Anheimelndes und Geheimnißvoll-Trautes. Ein ganz eigener Duft, wie nach Aepfeln und würzigen Kräutern, erfüllte die beiden Stübchen, in denen Wände, Tische und Kommoden dicht mit Bildern, Figuren, Porzellansäckelchen und verwellten Sträußen mit verhoffenen Schleifen bedeckt waren. Alles sah so sauber und gemüthlich aus und athmete sorgende Liebe, Ordnung und Sinnigkeit. Ein Hauptbrennpunkt meiner jugendlichen Neugier bildete Anfangs der an drei Seiten mit Glasscheiben ausgelegte Schaustrank, die „Servante“ geheißen. In dem Spiegelglase der Rückwand leuchtete da noch einmal dem staunenden Kindereuge zurück, was innerhalb der vier Fächer an kleinen Kunstgegenständen aus Edelmetall,



Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.
Alt-türkischer Beg. Nach einer Photographie. — Siehe Seite 33.

Essenbein, Glas, Porzellan, Holz und Alabaster in buntester Mannigfaltigkeit aufgestellt gefunden hatte. Da konnte ich bewundernd gar lange davor stehen, bis dann gewöhnlich an Feiertagen, die jüngere der beiden Schwestern lächelnd den Schrank öffnete und nun behutsam dieses oder jenes Stück herausnahm und mir vor die staunenden Augen hielt.

Ein anderes Schmuckstück der „guten Stube“ war auf dem Kirchholz-Tischchen am Fensterpfiler eine stattliche Uhr. Sie zeigte einen Aufbau, ähnlich wie der Eingang zu einem Tempel oder Erbgräbnis. Zwei weiße Marmorsäulchen begrenzten die Vorderseite, dahinter erhob sich eine Art Nische aus dunklem Holz, von Spiegelfeldern und vergoldeten Metallrahmen unterbrochen. Ueber diesem Tempelbau, zu dem einige Stufen hinaufführten, thronte die Uhr. Hin und wieder fand ich bei meinen Besuchen diese Uhr mit Blumen und Blattwerk bekränzt, und sowohl hieraus, wie aus noch manchen anderen Anzeichen schloß ich bald, daß diese Uhr eine besondere Rolle nicht nur in der Stube, sondern auch wohl im Leben der Schwestern gespielt hatte und noch spielen mußte. Als ich einmal mit kindlicher Sorglosigkeit ein wenig an der Uhr mir zu schaffen machte, da sprang plötzlich die ältere der Schwestern von ihrem Fensterbänkchen auf und riß mich mit heftigen Worten zurück, sodaß ich mich erschrocken zur Thür wandte. Erst das versöhnende Dazwischentreten der Jüngeren brachte mich wieder in's Gleichgewicht, und ich blieb. Aber von Stund' an war eine Scheu vor der Älteren in mir aufgekeimt.

Dieser geringfügige Vorgang hatte mir schon die Verschiedenheit beider Naturen gezeigt, die nicht nur innerlich, in ihrem Empfinden und Wesen, sondern auch äußerlich so sehr von einander abwichen. Beide waren hohe, hagere Gestalten und mochten ungefähr im Alter von fünfundsiebzig und siebenzig Jahren stehen. Das Angesicht Beider hatte noch einen letzten Schimmer einstiger Schönheit bewahrt. Saubere Häubchen bedeckten stets die Häupter; an den Seiten legten sich über die Ohren sorgfältig gewickelte Bäckchen; aber während das Haar der Jüngeren sich noch braun zeigte, nur hier und da leicht von grauen Fäden durchzogen, rahmte das Haar der Älteren silberweiß das scharf geschnittene, stolze Gesicht ein. Diesem Ausdruck entsprachen auch die Bewegungen. Sie waren gemessen, besonnen, voll gewisser Hoheit und etwas herber Schönheit. Nur selten habe ich „Tante Vene“, wie ich sie nennen durfte, lachen sehen. Wie anders „Tante Hannchen“, die Jüngere! Da war Alles Leben und Bewegung, Güte und Hingabe. Sie plauderte wie ein Mühlrad und konnte so hell und fröhlich lachen, daß es warm durch Stube und Herzen ging.

Ihr Vater war einst ein höherer Offizier gewesen, aber längst gestorben. Seit über vierzig Jahren hausten sie allein zusammen, und wie verschiedenartig auch ihr Charakter sich in Allem offenbarte, wie oft vielleicht Wollen über ihren häuslichen Himmel jagten, eine Trennung hätten sie nicht mehr überstanden. Erinnerungen, Gewohnheiten und die ganze Schatzkammer ihrer aufgespeicherten tausenderlei Säckelchen fetteten sie an einander. Die ihnen zustehende Pension und ein kleines Vermögen deckten die Kosten ihres schlichten Lebensunterhaltes. Wenn ich heute zurückdenke, so sagt es mich mit Mühseligkeit, daß vielleicht das Studium der Classifier, zu dem mich Tante Hannchen damals fürsorglich anhielt, ihr so manches Kopfzerbrechen angeht, der durchsichtigen Klassenverhältnisse erzeugt haben mag. Als einmal jemand Tante Hannchen fragte, warum ihre Schwester denn nicht geheiratet habe, da antwortete sie ausweichend: „Den sie liebte, der starb in den Befreiungskriegen, und da ist sie denn ledig geblieben!“ Warum aber sie selbst nicht einem Manne die Hand gereicht hatte, darnach fragte Niemand. Die immer Fröhliche, Heitere hatte wohl niemals die Schmerzen und Wonnen der Liebe durchgekostet.

Wie so manchmal mußte ich ihr erzählen von meinen frühen Streifzügen im dichten Steigerwalde, von dem ersten Hüttenbau am Ufer der Gera, eine nothwendige Folge der Robinson-Lectüre, und von all' den losen Streichen auf Markt und Gassen. Und wenn ich's dann einmal gar zu bunt gemacht hatte, dann hob sie wohl drohend den Finger, aber es bligte dabei so schelmhaft um Augen- und Mundwinkel, daß ich sie doppelt lieb haben mußte. Sobald aber die Schwester eintrat, wurde es stiller im Stübchen und gekehrt, und ehrbar schaute ich d'rein, bis die Thür der Wohnung hinter mir lag.

Einmal, als mir Tante Hannchen auf mein Klopfen öffnete, und ich jungenhaft an ihr vorbeisprang, geraden Weges nach der guten Stube, erblickte ich durch die nur halb angelehnte Stubenthür Tante Vene vor der mit frischem Grün geschmückten Säulenuhr stehen. Sie hatte beide Hände, leicht gefaltet, herabgesenkt, und auf ihrem sonst so ruhigen, schönen Antlitz lag ein eigener Schimmer von Weichheit und Milde. Ich mochte wohl ein wenig die Thür berührt haben, sie wandte sich

nach dem Störer um, doch in demselben Augenblicke hatte auch schon Tante Hannchen die Thür geschlossen. Sie zog mich nebenan in das Wohnstübchen und ließ sich am Fenster nieder. Es dämmerte bereits, und die ersten Sterne zogen herauf.

„Was hat Tante Vene?“
„Nicht so neugierig fragen, kleiner Bursche!“ erwiderte sie.

„Aber sie schien doch zu beten? Ihre Hände waren gefaltet. Ich habe es gesehen, Tante Hannchen!“

Die alte Jungfer legte ihren Arm um meine Schultern und zog mich dichter an sich heran. Dann wies sie mit der Linken zum Abendhimmel empor.

„Siehst Du, wie die ersten Sterne schimmern? Wer hier unten stirbt, der kommt dort oben hinauf und wird ein schöner Stern. Und.“ so fuhr sie wie im Selbstvergessen fort, „wer sein Liebste verloren hat, der schaut wohl gern hinauf zu seinem Sterne und betet. Aber das verstehst Du noch nicht!“

„O, gewiß, Tante Hannchen!“ betheuerte ich.
Sie wandte sich halb ab von mir und wischte sich über die Augen. Es war mir nicht entgangen. Nun war's an mir. Ich schlang meinen Arm um ihren Hals und küßte sie auf die Wangen.

„Tante Hannchen, betest Du auch zu einem Stern? Sag' mir's! Du mußt mir's sagen. Ich habe Dich dann auch noch einmal so lieb!“

Aber sie wehrte ab.
„Kinder und Narren fragen mehr, als ein Weiser beantworten kann. Du wirst mich auch so weiter lieb haben. Oder nicht, neugieriger kleiner Mann?“

Sie nahm mich beim Kinn, hob meinen Kopf empor und schaute mich mit ihren braunen, guten Augen freundlich an.

„O gewiß, Tante Hannchen, immer!“ Und der Friedensbund war auf's Neue besiegelt. Freilich, das Geheimniß hatte ich doch nicht gelöst, und es sollten noch viele Jahre vergehen, ehe es sich mir enträthelte. Da aber war es zu spät, die alte Tante noch einmal so lieb zu haben, denn sie war inzwischen auch ein schöner Stern geworden. Aber im Altjüngfernheim selbst sollte sich wenige Monate später ein ungeahntes, tiefes Geheimniß entschleiern.

Es war wieder einmal ein Sonnabend Abend. Ich saß vor der Hausthür auf den blankgeschuerten, mit weißem Sand bestreuten Steinstufen und starrte hinauf in die goldblaue Abendluft. Die Schwalben kreisten zwitschernd durch die Gasse, und über die Dächer fort klang das volltönige, tiefe Geläut der Kirchenglocken. Schon als Kind gab ich mich gern dem Zauber dieser Zwieltstunde hin. Was der Tag gebracht, was der nächste verhieß, Weltsehnsucht und unbestimmtes Dämmerträumen der Kindesseele, dies Alles floß zusammen in einem Empfinden, welches das Herz weit und voll machte.

Aus diesem Traumleben wurde ich durch das Klingeln der Hausthür aufgestört. Es war die Aufwarterin der beiden alten Jungfern.

„Na, da bist Du ja,“ sagte sie freundlich. „Hier hast Du Deinen Zuckermann, und Fräulein Hannchen läßt Dir sagen, Du brauchtest heute Abend nicht hinauf zu kommen.“

Verwundert schaute ich auf.
„Ja,“ nickte sie, „das Fräulein Vene ist kränker geworden. So, da nimm! Ich muß in die Apotheke!“ Sie drückte mir einen Klassiker in die Hand und eilte über die Gasse fort.

Mir war die Lust am Genuße der deutschen Literatur vergangen. Ich steckte den deutschen Dichter in die Brusttasche meines Kittels und schlenderte in Gedanken die Gasse hinab bis zum Ufer der Gera, wo ich mich unter eine Weide setzte und dem geschäftigen Hantieren einiger Fischer zuschaute.

Droben im Altjüngfernheim sah es in der That trübe aus. Schon seit einer Woche hatte es im Hause geheißt, daß Tante Vene sich durchaus nicht wohl fühle. Heute Abend aber war es recht über sie gekommen. Der herbeigerufene Arzt hatte nach alter Gewohnheit ein Tränkchen verordnet, im Uebrigen aber der ihn bis zur Corridor-Thür begleitenden anderen Schwester wenig fröhliche Aussichten eröffnet. „Sie kann es überstehen,“ hatte er gemeint, „aber es kann auch ebenso gut rasch kommen. In solchem Alter entzieht sich die Natur eines Kranken bereits zu sehr der Kunst eines Arztes. Hoffen wir das Beste!“ Und dann war er gegangen. Tante Hannchen war sich über die Augen gefahren, dann aber richtete sich ihre hohe Gestalt wieder auf, sie versuchte zu lächeln und trat so in die gute Stube, wo man auf einen Wunsch der Kranken letztere auf das buntgemusterte Sopha gebettet hatte.

Als Tante Hannchen eintrat, wandte die Kranke den Kopf und blickte ihr scharf in's Gesicht, auf das der helle Schein der Lampe fiel.

„Nun, was meint er?“ forschte sie gespannt.
„Hat nichts zu bedeuten, — es ist bald besser!“
„Hat er das gesagt? Einer von Euch Beiden spricht da nicht die Wahrheit. Ich selbst fühl's am besten, daß es nicht mehr lange währen wird.“
„Vene, das sollst Du nicht sagen —“
„Warum nicht? Einmal muß es doch kommen, und dann —“ sie stockte.

Tante Hannchen war neben ihr auf einen Stuhl gesunken und ergriff ihre Hand.

„Vene, habe das Leben lieb, wie ich, — wenn Du gehst, was soll ich noch allein hier?“

„Ich hatte auch einmal das Leben lieb,“ murmelte die Kranke, „aber als die Kugel den traf, der mir Leben und Licht war, da war es aus. Ich habe nie um den Tod gebeten, aber auch nicht um Verlängerung meines Daseins. Gott weiß es!“

„Vene!“
„Laß es gut sein, Schwester, wir haben über vierzig Jahre zusammen gelebt, und soll es sein, so wollen wir es auch noch weiter. Aber ich glaube nicht mehr daran.“

„Versündige Dich nicht, Vene!“
Die Kranke hob sich ein wenig in die Höhe.

„Was sagst Du mir?“ stieß sie hervor. „Du weißt nicht, was ich getragen habe seit jenem Schreckensmorgen, an dem die Nachricht seines Todes eintraf. Du kannst noch heute lachen, ich habe es längst gelernt. Mir gab das Schicksal zu tragen auf, Dich aber ließ es unberührt und ging achtlos vorüber!“

„Achtlos vorüber!“ wiederholte Tante Hannchen leise und senkte tief das Haupt.

Eine Pause entstand. Es war ganz still im Zimmer. Nichts vernahm man, als das schwere Athmen der Kranken und das einformige Ticken der Uhr am Fenstertischchen. Auf einmal fuhr die Kranke auf. Sie ergriff die Hand der Schwester und drückte sie heftig.

„Bist Du mir böse, Hanne?“ frug sie.

„Wie könnte ich das sein? Ich bin es Dir nie gewesen, Vene, niemals, wie hart wir auch so manchmal wohl an einander gerietten. Uns hat das Schicksal für einander bestimmt, sagte ich mir immer, und da habe ich versucht, mich mit Dir einzuleben. Und es ist ja auch gegangen, Vene, vierzig Jahre lang, in Treue und Ehren, Vene. Und mein Lachen hat Dich doch oft ergötzt und alle trüben Gedanken verschneht. Ist's nicht so? Gelt?“

„Ja, ja, Hanne, so ist's. Ich war oftmals nahe daran, Abbitte zu thun für mein herrisches Wesen, aber ich hab's nicht über die Lippen gebracht, es ging nicht, Hanne. Gib mir noch einmal Deine Hand, — so, — so, — und nun laß es vergessen sein.“

„Ich habe nichts zu vergessen, Vene!“

„Alte, gute Seele! Vierzig Jahre, — eine lange Zeit. Wer hätte das gedacht!“

Tante Hannchen nickte mit dem Kopfe, während über ihr Antlitz ein wehmüthig-freudiges Lächeln glitt. Wieder entstand eine kleine Pause. Da sagte die Kranke:

„Hanne, willst Du mir einen Gefallen thun? Hol' die Uhr herüber und stelle sie hin vor mich auf den Tisch. Hier mag sie stehen bleiben. Sie hat einen so schönen Klang, wenn sie anschlägt.“

„Ja!“ sagte Tante Hannchen.

„Ihr freundliches Ticken hat mich schon manche schlummerlose Nacht unterhalten. Es klingt wie ein Gruß aus unserer Jugend, dem Elternhause!“

„Ja, Vene, das thut's!“

„Und erinnert mich an jenen Abend, wo ich ihn zum letzten Male sah, ehe er über den Rhein zog, um niemals wieder zurückzukehren.“

„Niemals!“

„Er stand mit dem Rücken gegen das Tischchen gelehnt, auf dem, wie bei uns, schon im Elternhause die alte Uhr ihren Platz hatte. Der Vater hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, die Mutter schaffte draußen mit Dir und den Mädchen zum Abendessen. Zum letzten!... Sollte es doch am anderen Morgen fortgehen. Nun war ich mit ihm allein. Die ganze Schwere und Bedeutung dieses Augenblickes war über uns gekommen. Wir standen uns gegenüber, doch kein Wort kam über unsere Lippen, kein Blick hob sich, den anderen zu suchen, von Tiefe zu Tiefe zu schauen in die Seelen, welche sich suchten, weil sie für einander geschaffen und bestimmt waren. So vergingen Minuten; — sie dünkten mich Jahre. Als ich einmal rasch meine Augen aufschlug, da hob er auch das seine. Er schien sprechen zu wollen, aber plötzlich senkte er betreten den Blick wieder, und ein Zittern lief über seinen Körper. Endlich sagte ich mir ein Herz.“

„Herbert,“ sagte ich leise, „wir nehmen Abschied, vielleicht für immer!“

„Ja,“ wiederholte er, „vielleicht für immer!“

„Haben Sie mir noch irgend etwas zu sagen? Dieser Augenblick entscheidet über Vieles, und die nächste Zukunft verzeiht Alles.“

Da hob er seine großen blauen Augen voll zu mir

auf und ergriff meine Hand. Sie bebte wie die seine. Dann sprach er:

„Wer in die Schlacht geht, muß erst daheim Abrechnung halten. Sie fragen mich, ob ich Ihnen noch etwas anzuvertrauen habe? Ja, Fräulein Helene, das habe ich. Wenn ich morgen gehe, so lasse ich etwas in diesem Hause zurück, das mir mehr werth ist, als mein eigenes Leben. Wenden Sie sich nicht ab! Warum soll ich Ihnen nicht gestehen, was mir längst das Herz abdrückt, seitdem ich hier ein- und ausgehe? Fräulein Helene, es giebt ein Geschick, welches bindet und trennt zugleich. Dies ist auch über mich gekommen.“

Er wollte weiter reden, — da tratst Du ein, Hanne. Das Wort blieb ungeprochen!“

„Blieb ungeprochen!“ wiederholte Tante Hannchen mit tonloser Stimme.

„Wir sind nicht wieder vor seinem Scheiden allein zusammengekommen,“ fuhr die Kranke fort. „Als er zum letzten Male mir am nächsten Morgen die Hand drückte, da sah er mich still und tief an. Da fühlte ich, daß meine heftige Neigung zu ihm erwidert wurde. Ich habe diesen Blick nie wieder vergessen, — bis heute nicht, — er hat mich oft, wenn ich zu unterliegen glaubte, aufrecht gehalten. Er hat Dich geliebt, sagte ich mir, und ist so in den Tod für's Vaterland gezogen. Dieser Gedanke war mein Trost, meine Erhebung. An ihn habe ich mich geklammert all diese vierzig Jahre, und mit ihm werde ich sterben. Es ist schön, zu wissen, daß vielleicht sein letzter Gedanke die Geliebte war!“

„Ja, Lene!“ murmelte die Schwester.

„Und da mir nichts zur Erinnerung geblieben ist, so habe ich diese alte Uhr, die einzige Zeugin jener Abendstunde, seinem Andenken geweiht. Tick-tack, tick-tack! Ja, ja, derselbe Ton wie damals, — derselbe, — und ich höre seine Stimme wieder.“

Die Kranke schloß müde die Augen und schien in einen Halbschlummer zu versinken.

Tante Hannchen saß dem Bette seitwärts zugewandt, die Hände gefaltet in den Schoß gelegt. Ueber ihr altes, liebes Gesicht zuckte es wie tiefer Schmerz. Ein paar große Thränen stahlen sich hervor und rannen langsam über die eingefallenen Wangen. Nun drückte sie die Hand auf die Brust, und ihre Lippen bewegten sich wie im Selbstgespräch. Dann aber wandte sie den Kopf zur Kranken hin, und als sie diese mit geschlossenen Augen schlafend liegen sah, da nestelte sie heftig am Brustschilde ihres grauen, faltigen Gewandes und zog ein kleines, ovales, in Gold gefaßtes Pastellbildchen hervor, das den Kopf eines jungen, blonden Offiziers zeigte. Mit zitternder Hand führte sie es an den Mund und küßte es innig. Dann flüsterten die Lippen:

„Das Schicksal ließ Dich unberührt und ging achtlos an Dir vorüber. Meinst Du, Lene? Wer von uns Beiden hat mehr getragen? Die ihn besaß, oder die ihn glaubte zu besitzen?“

Ihre Augen hefteten sich auf das Bild, und vergessend Ort und Stunde, verbarnte sie so im süßen Gedenken längst entschwundener Tage.

„Hanne!“ so tönte es plötzlich schrill aus den Rissen.

Die am Bette Sitzende schrak zusammen, aber es war bereits zu spät, das Bildniß noch zu bergen. In aufwallender Kraft legte sich schon im nächsten Augenblick die Hand der Kranken wie ein eiserner Schraubstock auf die Linke der Schwester, welche das Bild noch immer hielt.

„Hanne, was hast Du da?“

Die Angeredete war unter dem Schreck des jähen Ueberfalles zusammengebrochen.

„Nichts, — nichts!“ stammelte sie und versuchte matt, sich der Umklammerung der Schwester zu entziehen.

„Zu spät, — Du täuschst mich nicht mehr!“ Ein heftiger Ruck, und dann hielt die Kranke das Bild in ihrer Hand. Sie warf einen Blick darauf und sank mit einem wehen Schrei in das Kissen zurück. „Ver-rathen, — betrogen!“ ächzte sie. Da schlug Tante Hannchen beide Hände vor ihr Gesicht und schluchzte bitterlich.

Minuten verrannen. Endlich richtete sich die Kranke im Bette auf. Mit der rechten Hand hielt sie noch immer das Bild umfaßt, als wolle sie es nicht wieder freigeben, mit der Linken aber riß sie beide Hände von dem zuckenden Antlitz der Schwester.

„Sieh' mich an, wenn Du mich noch ansehen darfst!“ stieß sie mühsam hervor. „Wer gab Dir dieses Bild, sein Bild! Steh' mir Rede, — bald ist's zu spät!“

Langsam wandte Tante Hannchen ihr Gesicht der Kranken zu. Ein Schimmer himmlischer Güte lag über ihm gebreitet.

„Ich fand es einst,“ sprach sie leise.

„Das ist nicht wahr, — Du lügst! Sag' mir die Wahrheit, — bei meinem Andenken, — seinem! — sag' mir die Wahrheit! Wer gab Dir dieses Bild?“

Es kämpfte schwer im Innern der am Bette sitzenden Schwester. Endlich kam es stockend, bebend aus ihrem Munde:

„Wenn Du es denn wissen willst, — bei meinem Andenken! — er selbst!“

„Er selbst? Das ist nicht wahr! Du lügst!“

„Ich sprach die Wahrheit, — Gott ist mein Zeuge! Lene, warum hast Du das einzige und letzte Geheimniß, das uns heimlich schied, mir entrißen? Ich habe Dich in Deinem stillen Glück gelassen und habe auf mich genommen das tiefste Weh meines Herzens. Ich habe wieder lächeln gelernt, Dich zu täuschen, Dich zu trösten; Du bautest ihm Altäre und schmücktest sein Gedenken, — ich stand abseits und zwang die Thränen zurück, die sich einen Ausweg suchten, lachte, wo mein Herz blutete. Lene, glaub' es mir, nimmer wäre ein Wort über meine Lippen gekommen! Ich hätte mein Geheimniß mit in's Grab genommen, und wir wären in Frieden von einander geschieden. Nun ist's aus! Was ich getragen diese vierzig Jahre, — es war umsonst!“ Sie beugte sich zum Bette nieder und barg ihr thränenüberströmtes Antlitz in der Decke.

„Er selbst!“ murmelte die Kranke, „er selbst! So war alles Wahn! Ein Schattenglück hat mich getäuscht. O Gott!“

Wieder entstand eine Pause. Dann fuhr die Kranke fort: „Ich will es Dir glauben, Hanne. Aber sage mir: liebte er mich?“

„Als eine Freundin, — eine Schwester!“

„Als eine Schwester! Und jene Abschiedsstunde, — Aug' in Aug' mit mir, — war alles Gaukelspiel meiner Phantasie? Was zitterte auf seiner Lippe, was leuchtete in seinem Auge so warm auf? Hanne, sprich! Was für ein Glück lieh er in unserem Hause zurück, das mehr als sein eigenes Leben ihm galt?“

„Seine Braut!“

„Hanne!“ Die Kranke schüttelte die noch immer über das Bett hingeworfene auf. „Hanne!“ schrie sie noch einmal, und dann brach endlich auch über ihr blaßes, eingefallenes Antlitz ein Thränenstrom.

„Seine Braut, Lene! Wir waren seit zwei Monaten heimlich verprochen. Aber die Unruhe der Zeit, Gerüchte eines bevorstehenden Kampfes gegen Frankreich, dies alles behinderte uns, öffentlich mit unserem Herzensbunde hervorzutreten. Dann verließ uns Herbert einige Wochen, um erst zum Abschied für immer zurückzukehren. Er wollte sich den Eltern offenbaren, — da, — da hielt ich ihn von diesem Schritte zurück. Hätt' ich's doch nimmer gethan! Aber die Zeit seiner Abwesenheit hatte mich mit steigendem Angstgefühl gefehrt, wie glühend Dein sonst so stolzes Herz an dem Manne meines Herzens hing. Es war Mitleid, Lene, Erbarmen! Der Krieg vor der Thür, so meinte ich, da wollen wir warten. Wer weiß, was die Zukunft bringt. Er willigte ein, schweren Herzens. Und so ist er von uns gegangen und mit ihm mein ganzes, armes, verheißtes Leben. Mir gehörte er, — aber ich ließ ihn Dir, da ich ihn doch nicht mehr auf Erden besitzen durfte. Ein Zufall hat den Schleier zerrissen, der mein Geheimniß umhüllte. Du aber sage mir jetzt, ob ich an Dir gesündigt habe.“

Still war's im Raume. Nur die Uhr tickte. Dann tasteten die Hände der Kranken über die Bettdecke, bis sie den Kopf der Tante Hannchen erfaßt hatten. Auge in Auge schauten sich die Schwestern an.

„Nicht Du hast gesündigt, Hanne, ich nur allein! Vergieb, Hanne, wie Du es so oft gethan. Hanne, Du hast größer als ich gehandelt. Das möge Dir Gott dereinst lohnen. Gib mir Deine Hand, so, — so. Meine Tage sind gezählt. Aber so lange ich noch bei Dir bin, laß mich denken, er sei mein gewesen, und ich dürste ihn noch weiter lieben. Laß mich's so, Hanne. Du bist gut, Du bist edel. — Tick-tack! Ja, ja, — die alte Uhr, — es war eine schöne Zeit und wir jung, — so jung. Tick-tack! Noch höre ich seine Stimme, — laß mich sein Bild küssen, Hanne, nur noch einmal! Ach! Tausend Dank! — Tick-tack, tick-tack! —“

Ihre Augen schlossen sich, die Hände lösten sich von dem Nacken der Schwester. Sie sank zurück. Sie war todt. Die erschütternde Wendung in ihrem heimlichen Liebesleben hatte sie getödtet.

„Lene!“ schrie die Schwester, von banger Ahnung erfaßt, auf. Doch Alles blieb still. Sie erwachte nicht wieder. Da beugte sich Tante Hannchen über das in heiterer Berklärung ruhende Antlitz der Todten und küßte es unter heißen Thränen.

Seit dem Tode ihrer Schwester war es wie innerer Frieden über Tante Hannchen gekommen. Sie blieb fröhlich und gesellig, aber in ihren Augen leuchtete ein eigener Glanz, der sie bereits jetzt schon über das Irdische zuweilen emporzuheben schien zu jenen Fernen, wo die guten Menschen sich in schöne Sterne wandeln. Mehr wie je durfte ich jetzt hinauf zu ihr die Stiegen klettern, und was früher unantastbar und heilig mir erschien, das gab sie jetzt freiwillig oft mir in die Hand zum Schauen und Spielen. Die alte Uhr stand wieder auf dem Fensterbrettchen, auf ihren Tempelfüßen aber lag jetzt immer ein kleines, mattfarbiges Bildchen, das

ich niemals bemerkt hatte. Als ich eines Tages neugierig forschte, wer der hübsche Offizier sei, da wies, wie an jenem Abend, die alte Jungfer hinauf zum Himmel und erwiderte: „Ein schöner Stern!“

Das Studium der Klassiker war inzwischen fleißig fortgesetzt worden. Allsonnabendlich empfing ich weiter einen Helden unserer Literatur. Von der Gründlichkeit meiner Studien zeugt der Umstand, daß ich im Laufe dieses Jahres manchen dieser Herren zwei- bis dreimal verschlungen habe. Erst mit dem Tode der guten Tante Hannchen nahm das Alles ein Ende. Sie sollte die vorangegangene Schwester nicht lange überleben. Noch ehe der Winter in's Land kam, schlief sie eines Abends ein, ohne wieder zu erwachen. Keine Krankheit noch Siechtum hatte sie berührt. Als die Aufwarterin früh zur gewohnten Stunde in das Schlafzimmer trat, fand sie das alte Fräulein todt.

Wie in einer Vorahnung des bevorstehenden Abschiedes, hatte sie noch am Tage zuvor, ganz gegen ihre Gewohnheit, der Aufwarterin eine Zuderscheibe für mich zum Sonnabend Abend hinan, diesmal aber, um der guten Tante Hannchen Lebewohl zu sagen. Ich küßte ihre kalte Hand und schaute ihr lange in das gültige Gesicht, das so schön lachen konnte und nun so still und stumm vor mir lag. Dann nahm ich meinen Klassiker in Empfang und schlich in mich gekehrt die Treppen hinab, durch den Hausflur, hinaus auf die Treppentufen.

Da saß ich lange und starrte in den Abendhimmel und dann auf meinen deutschen Dichter. Es war Klopke. Ich aber dachte in dankbarer Liebe derer, die nun nicht mehr war, und deren Seele sich hinauf geschwungen hatte als ein schöner Stern. Und ich darf versichern: nie sind ehrlichere Thränen auf das Bildniß eines deutschen Lustspieldichters niedergegossen.

Das Studium der deutschen Klassiker aber hatte mit diesem Tage vorläufig für mich ein Ende.

Rachdruck verboten.

Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Jakob von Falke.

I.

Mit drei Abbildungen nach Photographien.

Ein ganz ungewöhnliches Bild ist es, welches das Oesterreichische Museum in Wien während dieser Monate seinen Besuchern bietet. Statt der weißen Antiken, deren Anblick sonst den Eintretenden im schönen Säulenhof empfängt, sind die Inter-columnien geschlossen, und an diesen Zwischenwänden hängen reichgeschmückte Kleider, goldgestickte Gewänder, silberbeschlagener Brustschmuck, Wehr und Waffen von orientalischer Art. Auf einem Podium ringsum vor den Säulen befinden sich Gruppen fremdartig gekleideter Figuren, dem Schmuck der Wände entsprechend, in mannigfacher Situation. Von hier aus gehen wir zur Linken in einige der unteren Säle hinein und finden sie gefüllt mit Bekleidungs-Gegenständen barbarischer und halbbarbarischer Völkerschaften, dann mit Sammlungen von Hüten, Hauben, Handschuhen, Schuhen, Gürteln, Taschen und vielen anderen Einzelheiten der Tracht, Alles noch so ziemlich der Gegenwart oder erst kurz vergangenen Volkstrachten angehörend. Ein benachbarter Saal führt uns in verfloßene Jahrhunderte hinein und bringt uns die Landsknechte, die Roden der Spanier, die flotte Tracht aus dem dreißigjährigen Kriege, die Damen im Keisrode oder mit hoher Taille, die feingezierten Herren der Rococo-Zeit in die Erinnerung herauf. Ueberaus reich in Gold und Silber geschmückte ungarische Kleidung weist uns mit ihrer Pracht auf den Orient hin, der uns zunächst in einer großen Auswahl chinesischer und japanischer Kostüme in all dem Glanz und der Lebhaftigkeit seiner Farben entgegentritt.

Den Orient weiter zu verfolgen, begeben wir uns in den ersten Stock, wo wir rings um die oberen Arkaden des Säulenhofes Figuren in mannigfacher Tracht, eine dicht an der anderen, aufgestellt finden. Wir kommen rechts nach Asien, wandern an den verschiedenen Bewohnern desselben vorüber und enden auf dieser Seite mit Kleinasien. Weiter um die Ecke biegend gelangen wir zu den Mohammedanern Afrika's, von ihnen zu den Griechen, den Albanesen, Montenegrinern, Boschiern und mustern dann in langer Reihe die bunten Kostüme aller jener Völkerschaften, welche die österreichisch-ungarische Monarchie bewohnen. Ein weiterer großer Saal, welcher sich gegen die Arkaden zu öffnet, giebt uns Ergänzungen nach allen Richtungen in ganzen Kostümen, sowie in Einzelheiten.

Wir haben somit, wie der Leser ersieht, eine vollständige Kostüm-Ausstellung, lauter Originale, keinerlei Nachbildungen, keinerlei Phantasie-Kostüme. Die Ausstellung umfaßt die ganze Welt und die Geschichte der Moden und Trachten, so weit überhaupt noch Originale bei ihrer Vergänglichkeit und ihrer früheren Mißachtung sich erhalten haben. Es ist die erste Ausstellung ihrer Art. Kostümkunde und Kostümgeschichte sind heute ein Gegenstand der Wissenschaft geworden; sie haben in aller Welt Beachtung gefunden, ein Literaturzweig ist durch sie entstanden; was noch vorhanden ist von alter Tracht, wird in Museen gesammelt. Bis jetzt aber haben die Weltausstellungen wie die Landesausstellungen nur vor Augen geführt, was noch Landeseigentum war, niemals aber ist versucht worden, das Vergangene und das Gegenwärtige, die früheren Moden, die nationalen und die Volkstrachten und Alles, was ethnographisch interessant ist, zusammenzustellen.

Selbstverständlich bietet ein erster Versuch Lücken dar, und nicht bloß ein erster Versuch, sondern jeder Versuch, jede Ausstellung dieser Art. Denn erstens ist das nationale und ethno-



Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. — Bosnien und die Herzegovina. Nach einer Photographie.



Die Kostüm-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. — Bosnien und die Herzegovina. Nach einer Photographie.

graphische Material so ungeheuer, daß es nicht erschöpft werden kann, und zum Zweiten, im Gegentheil, ist das historische Material so selten, von Lückenhaftigkeit gar nicht zu reden, und geht über eine gewisse, durchaus nicht ferne Zeit gar nicht hinaus, sodas man mit einer mäßigen Zahl von Gegenständen, die echt und interessant sind, zufrieden sein muß.

Zu dieser Lage befand sich das Oesterreichische Museum bei der Vorbereitung dieser Ausstellung: den nationalen Gegenständen gegenüber glücklich situiert, sind sie doch im eigenen Lande in hellen Massen vorhanden, mußte sich das Museum in der historischen Abtheilung bescheiden. Wo sind überhaupt noch mittelalterliche Kostümstücke zu finden, dasjenige ausgenommen, was in der Kirche erhalten geblieben? Von einer bürgerlichen Tracht, von einstigen Moden aus dem Mittelalter ist Alles verschwunden bis auf Fesseln, stoffliche Ueberreste, welche uns allenfalls über Gewebe und Muster und Farben belehren. Erst aus dem sechzehnten, höchstens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind noch vollständig erhaltene Kleidungsstücke vorhanden, und auch diese sind von großer Seltenheit. So verhält es sich auch auf der Ausstellung im Oesterreichischen Museum.

weiche die freien, malerischen Moden des dreißigjährigen Krieges gebar, als die zweite Hälfte, die Epoche Ludwig's XIV., die Epoche des eisernen Corsets mit der langen Taille und der langen Schleppe. Mehrere Kostüme, Wams und Beinleid (Eigenthum des Grafen Wilczel und des Malers Plüggen in München) führen uns mitten in jene wildbewegte Zeit hinein. Eine ganze Reihe Lederkoller und Röcke von gelber Büffelhaut, die einen dick und hart, die anderen weich und biegsam (einiges davon Herrn Zipperheide gehörig), mögen den Wikämpfern der großen Schwedenschlachten von Leipzig, Nürnberg und Nordlingen angehört haben; sie gleichen dem Lederkoller Gustav Adolf's, das die tödtliche Kugel durchbohrte. Mächtige Stiefeln mit breiten Stulpen, breitrempige, schlafe Hüte, weite, walende Spigenträger vervollständigen das Bild der Kriegsgenossen Wallenstein's und Tilly's. Fast derselben Zeit und noch denselben Modenformen gehören ferner eine Reihe Schwarzenbergischer Trabanten-Kostüme an, alle von schwarzem Sammet und reich mit goldener Treffenzierde besetzt. Sie sind noch Eigenthum des fürstlichen Hauses Schwarzenberg.

Während in der Hoftracht und in der bürgerlichen Welt

Die andere Gruppe, die nördliche, ist wesentlich bunter, minder edel, dabei mannigfacher und so voller Unterschiede, wie die deutschen Volkstrachten. Wie vielerlei giebt es deren nicht allein unter den Magnaten, die Deutschen, Slovaken, Rumänen, Serben Ungarn's nicht mitgerechnet! Es giebt Pracht-Kostüme in dieser reichen Abtheilung, von denen ein goldgewebtes rumänisches Frauentostüm der Königin von Rumänien und die ächten Kleider des alten Serbenfürsten Miloš und anderer serbischer Fürsten und Fürstinnen von ehemals hervorgehoben seien.

Zwischen diesen beiden Gruppen der Donauländer, der südlichen und nördlichen, liegen die beiden von Oesterreich occupirten Provinzen Bosnien und die Herzegowina. Sie nehmen auch im Kostüm die Mitte ein, oder vielmehr Antheil an beiden Arten, denn ihre Bewohner sind theils Türken, theils Slaven, der Religion nach theils mohammedanisch, theils katholisch. Dies giebt sich auch in den Kostümen zu erkennen. Der Zufall hat es gefügt, oder vielmehr nicht der Zufall, sondern die bosnische Regierung hat es gemacht, daß die nationalen Trachten dieser beiden Länder in einer ganz ausgezeichneten und hervorragenden Weise vertreten sind. Der Minister von Skallan,



Romantische Landschaft. Von Fr. von Schennis. — Siehe Seite 40.

Die geschichtlichen Gegenstände beginnen mit dem Ausgange des Mittelalters, werden zahlreicher, mannigfacher mit dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und schließlich mit den Moden der Revolution und der Kaiserzeit. Weiter wollte man überhaupt hervortreten nicht gehen.

Wenn wir eine wohlerhaltene Tunika ägyptischen Ursprunges aus der späteren römischen Kaiserzeit, ein Stück jener berühmt gewordenen Funde von Akmin, ausnehmen, so ist das älteste Kleidungsstück ein Rock des Königs Matthias Corvinus, eine Art weiter Schaulbe von rothem, gemustertem Damast mit ganz mittelalterlicher Zeichnung: ein gepufftes Wams von schwarzem Sammet mit weißem Atlas, ein rothes Atlaswams mit feinen Schlitzen (beide Eigenthum des Grafen Wilczel), erwecken lebhaft die abenteuerlich gekleideten Gestalten der Landsknechte in unserer Vorstellung. Wir ergänzen leicht das Uebrige, zumal auch die „Bumshose“, der weite Ueberzug nicht fehlt. Der Landsknechts-Tracht, den flotten, bunten, weitflatterigen Kleiderformen, folgten die steifen spanischen Moden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Sie finden sich in einer Menge einzelner Kostümstücke vertreten, in Hüten von schwarzem und rothem Sammet, in einem Ledervams mit „Gänsebauch“, in dem bekannten spanischen Mäntelchen von schwarzem Sammet, und was die Frauen betrifft, in einer von Kopf zu Fuß echten, als Dame wohlgekleideten großen Puppe, wahrlich eine von denen, welche statt der heutigen Mode-Journale und Schnittmuster damals nach den Hauptstädten der eleganten Welt gefendet wurden. Mit der Smart-Hande, mit dem silberbesetzten, weiten, über der Vertugalla, dem ältesten Reifrocke, angespannten seidenen Kleide bringt die Ausstellung uns die französischen Damen der Mignonzeit, die Spanierinnen am Hofe Philipp's II. in die Erinnerung; wir denken an die Königin Elisabeth und an ihre mit Gold, Silber, Perlen und Steinen überdeckten Kleider, deren sie dreitausend hinterlassen haben soll. Es war die Zeit der größten, reichsten, aber auch der steifsten Kleiderpracht.

Mit vollen und ganzen Kostümen ist erst das siebzehnte Jahrhundert vertreten, und fast mehr noch die erste Hälfte,

zur Zeit Ludwig's XIV. die Schuhe wieder angelegt wurden, verwandelten sich bei den Reitern die weiten, schlaffen Stulpenstiefel in die steifen, schweren „Kanonen“, welche die Stulpen ablegten und in der Kniebeuge den Anschnitt erhielten. Mehrere Exemplare dieser mächtigen Stiefel sind vorhanden, so hart und steif und schwer, daß man nicht weiß, wie sie getragen werden konnten, und nicht das leichteste Paar darunter gehört, als später Abkömmling, fast noch unserer Zeit, wenigstens dem Anfange unseres Jahrhunderts an. Es sind die Stiefel eines fürstlich Schwarzenbergischen Postillons, der in ganzer Glorie, von Kopf zu Fuß, in seiner reichen, silbergeschmückten Tracht vor uns steht. Er hat ein Seitenstück in einem federgeschmückten Riechtensteinischen „Läufer“, wie er die Praterfahrten zu begleiten pflegte, — auch ein Pracht-Exemplar, aber mit Kniehosen und Strümpfen, erinnert er schon an eine spätere Zeit, der Entstehung nach, denn er selber ist bereits ein Geschöpf des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine überreiche Menge von Kostümfiguren bieten jene Abtheilungen der Ausstellung, in denen die Trachten des Balkans und der Donauländer untergebracht worden sind. In bunten Gruppen stehen die Figuren vor uns, wohlbekleidet von Kopf zu Fuß: Türken Europa's, Griechen, Albanesen, Montenegro, Dalmatiner, dann Siebenbürger und Ungarn, Ruthenen, Kroaten, Polen, Mährer, Böhmen, Rumänen u. Rußern wir sie mit kritischem Blick, so scheiden sich alle diese, scheinbar so überaus mannigfaltigen Kostüme, in zwei große Gruppen. Die einen bilden die mehr südlichen Völkerschaften, die Türken (was noch von ihnen echt und alt ist), die Griechen, die Albanesen, Montenegro und Dalmatiner. Was diese gemeinsam haben, das ist die Sontade-Stiderei, die Verzierung mit aufgestrichen goldenen Schmüren, eine Kunst der Stiderei, welche bei diesen Völkerschaften mit außerordentlicher Geschicklichkeit und mit dem höchsten, dem edelsten Geschmack in der Zeichnung geübt wird. Unsere Ausstellung zeigt männliche und weibliche Kostüme dieser Art von unvergleichlicher Schönheit. Natürlich giebt es auch Unterscheidungszeichen; so trägt der Grieche noch seine weiße, mäßig faltreiche Fustanella.

stets sorglich bemüht, das aufblühende Land und seine erneute Industrie bekannt zu machen, hat die Gelegenheit benützt, um hier die Trachten, die Waffen, den Schmuck, man kann auch sagen, die Menschen Bosnien's zu glänzender und charakteristischer Darstellung zu bringen. Siebenunddreißig Figuren, deren Köpfe plastisch nach photographischen Portraits der verschiedenen Bewohner gemacht worden, zum Theil von reichster und vornehmster, zum Theil von ländlicher Art, sind zu lebensvollen, genrehaften Gruppen geordnet und füllen so ringsum den großen Säulenhof. Die stattliche Figur eines albanesischen Berg mit seiner ganzen Ausrüstung steht in der Mitte; an den Wänden, welche die Intercolumnien schließen, hängen reiche Kostümstücke, prachtvolle Mäntel und andere Kleider, Wehr und Waffen von Silber und schöner Arbeit und so vieles Andere.

Rachdruck verboten.

Schneewittchen.

Aus der Kinderwelt von A. Noël.

Jährlich giebt es auf jedem Eisplage eine Eiskönigin. Die schönste Mädchenblüthe, wenn bei einer so winterlichen Angelegenheit diese Sommerbezeichnung gestattet sein soll, diejenige, der die Blicke der Zuschauer am ausdauerndsten und mit dem größten Maße der Bewunderung folgen, die das hübscheste Eiskostüm trägt und am gewandtesten die vielfach verchlungenen Linien auf dem durchsichtigen Tanzboden beschreift, die behendeste, zierlichste, eleganteste und amüthigste von den täglichen Besucherinnen des Eislaufplatzes erntet diese Würde. Ihr Scepter dürfte da etwa aus einem langgezogenen Eiszapfen bestehen, aber auf ihrem Haar zittern statt des Brillanten-Diadems nur Kristallsterne, große, weißglänzende Schneeflocken, die sich auch sehr hübsch machen und weniger kosten.

In diesem Jahre war die Eskimogin sehr klein gerathen, denn es war keine junge Dame mit einer tannenhaft schlanken Gestalt, sondern eine winzige Eskimogin von etwa sieben Jahren, aber so außerordentlich hübsch anzusehen, als ob sie eigens zum Vergnügen der Zuschauer erfunden worden wäre. Niedlicher hätte man sich den Winter nicht vorzustellen können, als in diesem Dreifährerhoch mit dem großen weißen Belpelute, über dessen Rand eine prachtvolle Straußfeder steckte, als sei sie selbst neugierig, das darunter Befindliche zu sehen, und mit den schwärzesten aller schwarzen Haare, die ihr gleichgeschritten und straff bis auf die Augenbrauen fielen. Eingeküllt war die kleine Schlittschuhläuferin gewöhnlich in einen weißen Mantel mit Verbrämung von weißem Astrachan, wozu ein gleicher, winziger Ruff gehörte, und aus dieser Umrahmung blickte ein höchst modernes, daher unregelmäßiges, hochmüthiges, selbstbewusstes und launenhaftes Gesichtchen hervor, in welchem nicht ein hübscher Zug war und welches man doch reizend finden mußte mit seinen funkelnden schwarzen Augen, die bestimmt schienen, später einmal große Verheerungen anzurichten.

Zu ihren stummen Bewunderern gehörte ein ihr etwa gleichalter, rundlicher kleiner Knabe, dessen dunkles, seidenweiches, dem Felle des Maulwurfs ähnliches Haar unter einer grauen Pudelmütze hervorfuhr, während seine hellbraunen, fast gelben Augen, deren Farbe an die edler spanischer Weine erinnerte, beharrlich der kleinen Fee folgten. Seine Fröhchen aber hasteten fest am Boden. Trotz seiner Schlittschuhe blieb er ängstlich und unbehülflich am Rande des Pedens stehen, wie ein kleiner Gänserich am Ententeich, und duckte das Köpfchen in den Kockragen hinein. An einer Schnur um seinen Hals hingen seine plumpen Tuchhandschuhe, aber bloß als leere Hülsen, die Hände selbst waren heraus geschlüpft und in die Kocktaschen gesteckt, wo sie sich behaglicher fühlten. So stand der kleine Pube und gaffte, statt sich Bewegung zu machen. Unweit von ihm trieben sich einige größere Jungen umher. Einer von ihnen, an der Pudelmütze als des Kleinen älterer Bruder erkennbar, hatte sich denselben wahrheitsgemäß gerade als lästigen Pallast entleibigt, und als ihm der Jüngere nun ein köstliches „Willi! Willi!“ nachrief, wandte er sich um und rief bezeichnend zurück: „Laut! Laut!“ jezt ein bischen allein! Ich komme gleich wieder, Dich zu holen!“

Und fort waren die Knaben, wie vom Schnellzuge entführt. Der Kleine blickte unzufrieden d'rein, und um den hübschen, rothigen Mund zuckte es ein wenig, als nähme er sich vor, „es“ Mama zu sagen. Doch eben jezt hielt die wirbelnde, lebendige Schneeflocke einen Augenblick dicht vor ihm, und seine goldbraunen Augen leuchteten auf. Sie sprach eifrig, mit einer wichtigen, soletten Miene, die ihr sehr drollig stand, mit einem größeren Knaben in einem braunen Sammetgewande und sah sehr unnahbar und vornehm aus; dennoch zog der Verlassene ungeniert sein Händchen aus der Kocktasche und streckte es gegen das kleine Mädchen aus.

„Du,“ sagte er, sie mit dem röhlichen Zeigefingerchen gerade in die Mitte der Brust tupfend, „willst Du ein wenig mit mir laufen?“

Er hatte das naiv zutraulich gefragt, und die lichten Augen blickten sie dabei aus seinem ehrlichen, herzigen Jungengesicht gar bittend an, allein der im Sammetgewande, ein schlankes Bürschchen mit blonden Locken, denen das Lockenholz nicht ganz fremd sein mochte, lachte verächtlich auf.

„Mein Gott, wie komisch!“ sagte er, sehr von oben herab. „Was dem nicht einfällt!“

Die kleine Schwärze wandte sich um und maß das Bublein mit einem erstaunten, fast beleidigten Blick; sie mochte aber doch einsehen, daß er noch nicht ganz verantwortlich war und sagte daher nur gelassen zurechtweisend:

„Ich kenne Sie ja nicht!“

„Geh, lauf mit mir!“ bat der Kleine angelegentlich. „Ich kann's noch nicht recht!“

„Eben deshalb!“ fiel der Andere hochfahrend ein. „Nimm Dir einen Dienstmann, der Dich fährt!“ Und seine Begleiterin bei der Hand fassend, entführte er sie hochgehobenen Hauptes mit den Worten: „Kommen Sie! Geben Sie ihm keine Antwort!“

Die kleine Dame ließ sich wirklich wegführen, warf aber im Entschweben doch einen neugierigen Blick auf den Vertriebenen zurück, der ihnen schmolgend und hüßlos nachschaute.

„Denken Sie sich, Leo, ich kenne ihn gar nicht, und er hat Du zu mir gesagt!“ lachte sie verwundert.

„Dummer Kerl!“ brummte Leo. „Er sah gar nicht fein aus.“

„Vielleicht ist er gar nicht mal von Familie.“

„Kann sein!“ meinte Fritz gedankenvoll und mit einer Beimischung von Bedauern. „Erstens stellte sie sich das sehr schrecklich vor, nicht von Familie zu sein, und dann wußte sie eigentlich nicht, was das bedeute, und die unbekannten Schrecken erscheinen uns immer am ärgsten.“

„Der kleine Junge ist wohl ganz allein hier,“ sagte sie, im Schleifen wieder einen Blick zurückwerfend, wobei sie bemerkte, daß derselbe noch immer in sich hineinfröstelnd auf demselben Flecke stand.

„Ja, er hat nicht einmal ein Fräulein,“ bestätigte Leo, der die Fräuleinlosigkeit wohl als niederste Stufe der Culturentwicklung betrachtete, in wegwerfendem Tone.

„Ich habe eine Engländerin,“ beilte sich Fritz, sich herauszufressen, denn die Engländerin stellte ohne Zweifel die oberste Spitze des Fräuleiniums vor. „Sie ist die Nichte eines Bischofs und die Groß-Cousine eines Lords.“

„Meine Schwestern haben auch eine Engländerin, aber ich habe jezt einen Hofmeister bekommen, weil ich schon Gymnasium lerne,“ erzählte Leo.

„Gymnasium? Ist das schwer?“ fragte Fritz achtungsvoll.

„Oh sehr,“ versetzte Leo wichtig. „Ihr Mädchen könnt froh sein, daß Ihr das nicht braucht.“

„Aber wir müssen striden lernen,“ warf Fritz ein, als läge die ganze Bitterkeit des Frauenlozes in dem einen Worte.

„Striden!“ versetzte Leo mit einer Miene, als koste er etwas, was ihm nicht schmede. „Was ist das gegen Lateinisch! Dr. Hoff giebt mir so viel auf.“

„Sie gehen nicht in die Schule?“ fragte jezt Fritz mit einem Anflug von Schüchternheit, denn sie fühlte, es sei viel gewagt, einem so vornehmen jungen Manne diese Frage zu stellen.

„Nein,“ sagte er abweisend. „Barone gehen nicht in die Schule.“

„Mein Bruder Oscar geht aber doch in die Schule!“ wandte Fritz ein.

„Ihr Papa ist nicht Baron, sondern nur Ritter von —“ belehrte sie Leo. „Das ist ein großer Unterschied.“ Fritz senkte ein wenig das Köpfchen. Es gefiel ihr gar nicht, zu erfahren, daß ihr Gefährte für sich einen höheren Rang in Anspruch nahm.

„Meine Tante hat auch einen Baron geheiratet!“ entgegnete sie schnippisch, die Lippen anwerfend. „Sagen Barone nie Du zu anderen Kindern?“ fragte sie hierauf wieder beisehender.

„Oh doch,“ antwortete Leo zögernd, „wenn man mit einander sehr gut befreundet ist! Wollen wir zu einander Du sagen?“ fragte er nun seinerseits herablassend, da er wohl verstanden hatte, daß seiner kleinen Gesellschafterin die fremde Rede doch beschwerlich falle.

„Ja, wenn es nicht shocking ist, sonst zankt Miß Norton,“ wahrte sich Fritz.

„Nein, es ist nicht shocking,“ versicherte der Knabe mit einer Spur von Eifer auf seinem hübschen, runden Gesichtchen. „Ich gebe Dir mein Wort darauf. Mit mir darfst Du Dich schon dufen. Das erlaubt Miß Norton gewiß.“ Man sah ihm an, daß er im Grunde dem kleinen Mädchen eine hohe Ehre zu erweisen glaubte.

„Also gut,“ sagte diese ganz vergnügt, es auch so aufnehmend.

„Leo, Leo!“ rief jezt eine helle Frauenstimme, und eine vornehm gekleidete Dame mit einer unendlich langen, grauen Boa, einer wahren boa constrictor, winkte den Knaben zu sich heran.

„Entschuldige! Mama ruft!“ sagte Leo höflich. „Aber warte auf mich, ich bin gleich wieder da!“ Er flog davon. Wer aber nicht wartete, war seine kleine Dame. Kaum hatte er ihr den Rücken gedreht, so setzte sie sich in Bewegung und langsam, beinahe willenlos und bloß von den Schlittschuhen, wie von einem einmal rollenden Gefährt, welches man nicht mehr aufhalten kann, getragen, landete sie plötzlich vor dem Kleinen von vorn, der noch immer dort stand, wo sie ihn verlassen hatte. Er sah jezt aus wie eine Statue des Fröstelns.

Schneeflocken glitzerten auf seinen Stirnhaaren und auf seinen langen Wimpern, und seine Nasenspitze glich einer Rosenknospe. Fritz kam so nahe, daß sie fast an ihn stieß; er betrachtete sie groß und traumhaft mit einem Blick, wie ihn Kinder haben, wenn ihre Vorstellung unbekannte Reiche durchfliegt, und fragte dann leise und zaghaft: „Bist Du Schneewittchen?“

Das kleine Mädchen lachte laut und lustig auf: „Ich? Schneewittchen! Warum denn?“

„Mama hat mir gestern das Märchen erzählt, und dann hab' ich mir im Buche das Bild angesehen. Weißt Du, sie liegt in einem gläsernen Sarge und sieht gerade so aus wie Du.“

Die kleine Weltbilde nahm es für ein Compliment und lächelte geschmeichelt.

„Ich bin keine Königstochter,“ sagte sie dann bescheiden, „und ich heiße gar nicht Schneewittchen.“

„Wie heißt Du denn?“ fragte der Kleine, die Lippen weit öffnend, wie um gleich die Antwort einzulangen.

„Das fragt man eine Dame nicht!“ unterwies ihn sein Märchen-Ideal mit milder Weisheit. „Erst muß man sich vorstellen. Also, stelle Dich vor!“

Der kleine Mann blickte sie rathlos, mit großen, runden Augen und offenem Munde an. Er hatte sichtlich nicht die geringste Ahnung von dem was von ihm verlangt wurde, oder wie er es anstellen solle.

„Ich will mit Dir laufen,“ sagte er endlich klar und deutlich, um jedem Mißverständnis ein Ende zu machen. Fritz kniff spöttisch die Mundwinkel ein. Er war auch noch gar zu kindisch.

„Wie heißt Du?“ ließ sie sich nun zu fragen herab.

„Max Aluge,“ antwortete der Kleine sehr rasch und so unbedeutlich, wie Kinder eben ihren Namen auszusprechen pflegen.

„Max wahrscheinlich!“ berichtigte Fritz sehr erhaben. „Du mußt nicht Max sagen,“ belehrte sie ihn wieder. „Das ist ja lächerlich.“

„Mama sagt Maxerl zu mir,“ ergänzte Max mit Genugthuung.

„Ich heiße Fritz von Reidnig,“ stellte sich Schneewittchen vor, das „von“ ein wenig betonend. Aber diese seine Nuancierung war an ihren Hörer vollkommen weggeworfen. Von, auf und zu, es wäre ihm Alles ein und dasselbe gewesen.

„Ich will mit Dir laufen!“ wiederholte er scheinlich.

„Das schickt sich nicht!“ erklärte Fritz stolz. „Miß Norton erlaubt nicht, daß ich mit fremden Herren laufe.“

„Max“ starrte sie verständnißlos an. Wenn er älter gewesen wäre, würde es ihm geschmeichelt haben, so gefährlich zu sein, wie die Sache aber stand, war es ihm gar nicht recht.

„Ich bin doch nur ein kleiner Junge,“ wandte er sehr vernünftig, aber bereits etwas weinerlich ein.

„Einerlei! Du bist doch ein Mann!“ entschied Fritz in bestimmtem Tone. „Und dann kenn' ich Dich gar nicht. Mit wem bist Du denn hier?“

„Mit meinem großen Bruder,“ versetzte Max sehr stolz. „Mama kommt nach.“

„Ach, Du hast einen großen Bruder? Was ist er denn? Meiner ist Lieutenant bei den Husaren!“

„Mit goldenen Schnüren?“ fragte Maxerl mit einem Aufleuchten des Entzüdens in seinen Augen.

„Ja! Wo ist denn Dein großer Bruder?“

„Dort!“ zeigte Max, gegen alle Regeln der Schicklichkeit den Zeigefinger weit ausstreckend und in die Luft bohrend.

„Wo?“ fragte Fritz, den kleinen kalten Zeiger rasch wieder hinabdrückend. „Wie sieht er aus?“

„Der ist es, der gerade dem Anderen eine lange Nase macht!“ lachte Maxerl unbesangenen belustigt. Fritz dagegen rümpfte ihr Köpfchen sehr verächtlich. „Und das soll ein großer Bruder sein! Der ist ja selbst noch ein Junge!“

„Schon dreizehn Jahre alt!“ erklärte Max voll Ehrerbietung für dieses ganz unwahrscheinlich hohe Alter.

„Alles eins! Das ist kein großer Bruder! Ein großer Bruder muß ganz groß sein!“

Das war wieder Etwas, was über Maxerls Begriffe ging. Ihm war sein großer Bruder gerade genug. Er löste ihn eine unmenschliche Achtung und bedeutend mehr Furcht ein als Papa, und daß Fritz ihn nicht gelten lassen wollte, kränkte den kleinen Kerl so tief, daß er die Unterlippe in verdächtig Weise hängen ließ.

„Willst Du nicht mit mir laufen?“ fragte er mit zuckenden Lippen. Fritz zögerte noch immer. Sie fürchtete den spöttischen Blick aus Leo's Augen gar sehr.

„Was ist denn Dem Papa?“ fragte sie forschend nach einem mißtrauischen Blicke auf Maxerl's einfachen Tuchwinterröck und seine Nähe von weißgrauem Krummer.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Max misznüthig.

„Ja, was thut er denn den ganzen Tag?“ erklärte Fritz ihre Frage genauer.

„Er geht in's Bureau!“

Zu's Bureau? Das klang ja ganz annehmbar. Ihr Papa,

der ein Sections-Chef im Ministerium war, ging doch auch in's Bureau.

„Hat Dein Papa einen Pelztragen auf seinem Kocde?“ fragte sie noch rasch, um ihre letzten Zweifel zu beseitigen, denn der Pelztragen war für sie der Stempel des Standesgemäßen.

„Ja,“ beilte sich Max mit freudig aufleuchtendem Blicke zu versichern. „Einen sehr schönen! Er ist so glatt, wenn man darüber fährt! Gerade, als ob man die Niese streichelt!“

Das war sein Glück!

„Weißt Du was?“ sagte Fritz nun vertraulich. „Ich führe Dich zu Miß Norton und frage sie, ob ich mit Dir laufen darf!“

Sie wollte ihn nun schwestertlich bei der Hand nehmen, bestand aber darauf, daß er erst seine Handschuhe anziehen müsse. Allein das war ein schweres Geschäft, welches selbst mit Fritz's Hilfe nicht leicht zu Stande kam, denn immer glitt ein von den runden, ungelenten Fingerchen in die Abtheilung, welche nur für einen einzigen bestimmten war, und es dauerte eine Weile, bis jeder der zehn unbeholfenen kleinen Gesellen gehörig unter Dach und Fach gebracht war. Als sie endlich die Finger-Einquartierung beendet hatten, sagte Fritz ihren kleinen Verehrer an der Hand und steuerte ihn vorsichtig in die Gegend des Eislaufgebäudes, wo Mütter und Gouvernanten in langen Reihen das wechselvolle Bild betrachteten oder Romane lasen.

„Aber Du mußt Sie zu mir fragen, hörst Du?“ trichterte sie ihm ein. „Miß Norton, meine Erzieherin, kann es nicht leiden, wenn ich fremde Kinder Du nenne.“ Max hätte sich gern gegen diesen Befehl aufgelehnt, denn er durfte noch die ganze Welt, in Stunden der Selbstvergessenheit sogar jene achtunggebietende Persönlichkeit, die ihm mit der Teufelserfindung, Alphabet genannt, bekannt machte, allein er besaß doch schon so viel „Welt“, seine Abneigung gegen gepreßte Umgangsformen jezt zu verschweigen.

„Und dann mußt Du vor Miß Norton die Näse abnehmen!“

„Ich kann ja nicht!“ klagte Max. „Ich habe ja ein Gummiband daran.“

Fritz's Lippen kränzelten sich wieder ein wenig verächtlich. Sehr begreiflich! Wer wäre auch stolz auf eine „Erhebung“ mit einem Gummiband unter dem Kinn? Uebrigens war sie zu vernünftig, Umgehliches zu verlangen.

„Dann mache mindestens eine schöne Verbeugung!“ empfahl sie. Max versprach dies bereitwillig. Es zeigte sich aber, daß er unter einer schönen Verbeugung ein plötzliches Zusammenknicken verstand, welches so aussah, als habe ihm Jemand einen Stoß in die Magengegend verfehrt. Miß Norton, eine lange Engländerin, der man so genau als nur irgend möglich anlah, daß sie die Nichte eines Bischofs und die Groß-Cousine eines Lords war, betrachtete das Bublein von der Höhe ihres steifen Obergestelles herab durch ihren an einer goldenen Schnur hängenden Fächer, welcher Maxerl ein wahres Ehrfurchtsgrußeln verursachte, und gab dann achselzuckend die erbetene Erlaubnis. Infolge dessen führte Fritz ihren Verehrer im Triumph davon, und Max war äußerst glücklich, der jungen Dame mit den lachsartigen Wangen und den mehr grünen als meergrünen Augen zu werden zu dürfen.

„Weißt Du, ich möchte keine Engländerin haben!“ äußerte er seine Empfindungen so gleich freimüthig und mit einer Beimengung von Mitleid für die mit dem unerwünschten Uebel Bekaftete.

„Das verstehst Du nicht!“ schnitt ihm Fritz streng das Wort ab. „Man muß heutzutage Englisch können. Und nur bei einer Engländerin kann man essen lernen.“

Diesmal riß Maxerl Augen und Mund iperrangelweit auf. Essen lernen! Es schien ihm ungläublich, daß man dazu eines besonderen Unterrichtes bedürfte.

„Bist Du denn so dumm, daß Du erst essen lernen mußt?“ frug er glücklich, endlich auch seine Ueberlegenheit zeigen zu können.

„Drücke Dich nicht so unfein aus,“ warnte Fritz, „sonst laß ich Dich stehen!“

„Nein, nein!“ bat Maxerl, geängstigt nach ihrer Hand fassend. „Ich will mit Dir laufen.“

„Nun gut,“ sagte Fritz, der seine Anhänglichkeit schmeichelte, „aber je doch artig, Ktemer!“

„Ich bin gar nicht mehr klein,“ antwortete Maxerl, etwas beleidigt, in ernstem Tone. „Ich gehe schon in die zweite Klasse.“

„Ich mache auch die zweite Klasse, aber zu Hause!“ erzählte Fritz er freut, und nun begannen die Kinder, einander gegenfeitig über ihre Kenntnisse auszuholen. Fritz leitete dabei den unbeholfeneren Knaben und half ihm glücklich über alle Fährnisse hinweg.

Plötzlich aber blickte sie das außer Acht gelassene Standesbewußtsein aus Leo's Augen, der das kleine Paar schon seit einiger Zeit beobachtend umkreiste, höhnisch an. Mit verächtlichem Zucken der Mundwinkel sah er auf den rundlichen kleinen Jungen mit dem Theebüchlein-Treim, mit welchem sich Fritz so gut unterhielt. Schnell entsachte Eifersucht verzehrte ihn sichtlich. Ja, die Eifersucht! Sie sucht alle Lebensalter heim. Fritz schämte sich ein wenig vor dem kleinen Baron, Hand in Hand mit einem Knaben gehen zu werden, der ihr nicht ordnungsgemäß vorgestellt und vielleicht nicht einmal von Familie war. Aber sie hielt doch aus.

„Komme, Leo, laufe mit uns!“ rief sie den Knaben etwas verlegen an. Und Maxerl lästerte sie mit wichtigem Ausdruck zu: „Er ist ein Baron!“

„So?“ sagte Maxerl gedehnt, aber nicht gerade sehr von Ehrfurcht durchdrungen. „Ein so kleiner Junge und schon ein Baron? Papa hat einen Freund, der ist jezt erst Baron geworden und hat schon graue Haare.“

Eben glitt Leo, ganz blaß vor Aerger, an Fritz's Seite und lästerte ihr eifersüchtig zu: „Wie kannst Du den kleinen Dicken denn so an der Hand führen. Du weißt ja gar nicht, wer er ist! Laß ihn los und komm mit mir. Hörst Du?“ Und er zerrte sie beim Arme. „Es schickt sich nicht, daß Du mit einem so gewöhnlichen Jungen Schlittschuh läufst. Komm mit mir!“

Allein Fritz liebte den Befehlshaberton nicht. „Ich kann ihn jezt nicht mitten auf dem Eise stehen lassen!“ antwortete sie vorwurfsvoll. „Warte doch ein wenig!“

„Nein! Gleich sollst Du ihn loslassen, ich will es haben!“ rief Leo gebieterisch und sein hübsches Kindergezicht entstellte ein Zug von Bosheit und Eigensinn. Es hatte seine Eitelkeit befriedigt, der Begleiter des niedlichsten kleinen Mädchens auf dem ganzen Plage zu sein, und jezt kam der kleine Wicht und schnappte sie ihm weg. Darunter litt sein Stolz: „Laß ihn los! Du mußt mit mir gehen!“ rief er nochmals.

„So? Ich muß?“ wiederholte Fritz empört, aber kaltblütig. „Nest gerade nicht! Komme, Maxerl!“ Und sie drehte dem

Budringlichen mit einer raschen Wendung den Rücken zu und zog Max mit sich fort. Leo aber folgte den Beiden wie das Unglück. Er brütete offenbar Rache, er ärgerte sich sehr. Es dauerte auch nicht lange, so schien er das Mittel gefunden zu haben, die seiner kleinen Person angethane Schmach in gebührender Weise zu ahnden, denn ein böses Lächeln spielte um seinen Mund. Höflich nahm er einen Anlauf und rannte dem kleinen Nebenbuhler elegant und scheinbar ganz absichtslos in den Rücken hinein, sodas derielbe von dem heftigen Stöße eine halbe Drehung um seine Aze machte und dann rücklings zu Boden fiel, Beine und Arme himmelwärts von sich streckend. Beinahe hätte er sein liebes Schneewittchen mit sich gerissen, dazu stand sie aber doch zu fest auf ihren strammen Beinchen. Aber jetzt bückte sie sich und half dem Kleinen, der sehr erschrocken war, jedoch keinen Schaden genommen hatte, eigenhändig in die Höhe. Dem armen Maxzel standen die Thränen in den Augen, nur hatte er eine zu hohe Meinung von seiner Männerwürde, als das er sich zu weinen erlauben hätte. Heldenmüthig behauptete er, er habe sich gar nicht weh gethan und sahste seine Führerin wieder bei der Hand, um weiter zu laufen. Diese wußte ihm Dank für seine tapfere Haltung, sie wüchste ihm mit ihrem feinen Leinentüschchen den Schnee vom Kocke und als Leo nun, ingrimmig läss und hartlos herankam, rief sie ihm mit unterdrücktem Jorne in der Stimme zu: „Du bist ein garstiger Bub“, Leo, und ich werde mit Dir nie wieder laufen, hörst Du?“

Leo grinste hämisch und zuckte die Achseln, als ob ihm spottwenig daran läge, aber man weiß ja, was man von solchen Grimassen der Fische, denen die Trauben zu sauer sind, halten darf. „Dort ist Comtesse Ida!“ rief er, den Kopf in den Nacken zurückwerfend. „Ich laufe mit der!“ Und er drehte den Kindern den Rücken.

Friszi zuckte ebenfalls die Achseln mit einer wundervoll verächtlichen Miene. „Sie ist strobhdumm, seine Comtesse!“ sagte sie herablassend zu Max.

Hand in Hand, in stummer Berachtung für den boshaften Uebelthäter, schliffen Friszi und Max weiter und unterhielten sich noch besser als früher.

„Dort ist Mama!“ rief jetzt Maxzel freudig, nach einer Dame deutend, die soeben das Eis betrat. Da es ihm eilte, zu Mama zu gelangen, trennte er sich freiwillig von Friszi.

„Aber morgen läufst Du wieder mit mir, nicht wahr?“ bat er treuherzig.

„Ja, alle Tage!“ versicherte Friszi gönnerhaft. „Und mit Leo nie, nie wieder. Jetzt kenne ich ihn!“ Sie schüttelten einander kräftig die Hand, dann kehrte Friszi zu ihren Schwestern zurück, während Maxzel mit begrifflichem Stolze auf die Mama zulief, um sein Abenteuer zu berichten.

Welcher Moment konnte besser gewählt sein, unsere kleinen Menschen ihrem Schicksale zu überlassen, als der, wo die Einsalt über die Tüde siegt? Später könnte vielleicht der umgekehrte Fall eintreten.

Nachdruck verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

II.

Don außen her erhält die Musik im Hause ihre belebende Anregung. Sie kann aber auch arg verstimmt im Hause als Carikatur auftreten, wenn die rechte Gelegenheit draußen nicht ausgenutzt und aus der falschen Quelle geschöpft wird. Was uns außerhalb des Hauses an musikalischen Gaben geboten wird, vertheilt sich auf die Gebiete der Oper und der Concertmusik, und in ähnlicher Weise, wie in der Klavier-Literatur, wird es dem Laien bei der Unmenge des Dargebotenen, speziell in Berlin, unendlich schwer, das Rechte herauszufinden.

Die Kritik in den Tagesblättern ist eine recht unverlässliche Stütze, denn unter den Vielen, die berufen sind zu schreiben, sind nur Wenige auserwählt. Nicht ganz mit Unrecht sagt Börne einmal: „In Deutschland schreibt Jeder, der die Hand zu nichts Anderem brauchen, kann, und wer nicht schreibt, der recensirt“. Ich möchte diesen Ausspruch auch noch über die Grenzen unseres Vaterlandes ausgedehnt wissen. Bei der in den meisten Tageszeitungen aus redactionell-technischen Gründen beliebten Anonymität der Recensenten ist man nie sicher, ob sich nicht in den Spalten des Feuilletons irgend ein kritischer Begelagerer verbirgt, der den arglos in die Öffentlichkeit tretenden Künstler aus dem Hinterhalte mit dem seichtsten Ueberschuss an billigen Späßen und geistreich scheinenden Phrasen meist abfällig beurtheilt. Es ist daher sicher das Beste, nur dann diese öffentliche Kritik zum Gegenstande eigenen Nachdenkens zu machen, wenn man der Person des Schreibenden volles Vertrauen entgegen zu bringen im Stande ist, und man wird so um so mehr auf das Selbststudium angewiesen.

Im Vordergrund des allgemeinen Interesses steht zunächst die Oper, und ich will zugeben, daß diese als das complicirteste aller musikalischen Kunstwerke die mannigfachste Anregung zu geben vermag. Aber fast mehr noch wie auf anderen musikalischen Gebieten, hat man sich hier vor Beeinflussung des Empfindens und des Verständnisses zu bewahren, da gerade der Oper gegenüber, je nach der lokalen und persönlichen Verhältnissen, die große Menge sich am leichtesten von dem Urtheile Einzelner willenlos leiten läßt. Das klingt vielleicht ein wenig hart; aber, verehrte Leserin, Hand auf's Herz! Glauben Sie ernstlich, daß unter hundert Personen, die in Ihrer Nähe im Theater sitzen, mehr als zehn bis zwölf sich befinden, denen es um etwas Anderes, als um eine augenblickliche Zerstreuung zu thun ist? Ich weiß sicher, daß Sie „nein“ antworten. Man hat Gelegenheit, neue Toiletten zu zeigen, im Foyer angethem zu plaudern, und wenn man keine Tageszeitung zu Hülfe nimmt, so kann man auf dem nächsten Balle etwa während der Quadrille sehr verständnißvoll reden, da man ja, wie sich's gehört, auch dabei war. Es macht sich doch vortreflich, wenn man auf die Frage: „Verehren Sie Wagner?“ so recht mit dem Brustton inniger Ueberzeugung antwortet: „Seit ich ihn kenne, läßt mich alle andere Musik kalt“. — Es ist aber auch das eine wahrhaft unvermeidliche Frage geworden, und ich selber weiß ihr nicht mehr zu entriinnen. Wo ich mich blicken lasse, wo man Musik macht, und sei es auch nur die jüngste Tochter des Hauses, die „auf allgemeines Verlangen“ das Gebet der Jungfrau zum Besten giebt, sie giebt damit das Signal zu einer Abhandlung über Wagner. Wie oft versuche ich, festgenagelt zwischen Suppe und Braten, leider meist vergeblich, der jugendlich neugierigen

Elia oder der „fragenden Frau“ zu entchlüpfen! Fast könnte es scheinen, als ob dieses Interesse ein ganz selbstverständliches sei, denn die großartigen Schöpfungen des Bairreuther Meisters ziehen in ungleich bedeutenderer Masse die Menge in's Theater, als die früheren Opern älterer Componisten. Wir haben das ja alle Tage vor Augen. Ich war am Schlusse der letzten Saison in der Lage, meinen Lesern an anderer Stelle auf Grund offizieller statistischer Ermittlungen die Thatsache mitzutheilen, daß gerade das am schwersten verständliche Werk Wagner's, die Götterdämmerung, hier bei uns in Berlin die relativ größten Massen-Erfolge erzielt hat. Und doch kann ich unmöglich annehmen, daß der weitaus größte Theil der Zuhörer an solchem Abend wirklich im Herzen und im Gemüth etwas mit nach Hause genommen hat.

Ich verwahre mich übrigens ausdrücklich dagegen, dem Bairreuther Meister in irgend einer Weise nahe treten zu wollen. Ich erkenne willig und gern an, daß er in unserer Zeit das Größte vollbracht hat und wie ein Kede alle Uebrigen um eines Hauptes Länge überragt. Schon daß Wagner Handlung und Wort so innig mit der Musik verschmilzt, daß der geistige Gehalt des Ganzen sich in früher nie geahnter Weise vertieft, — das ist im Wesentlichen sein eigenes Verdienst. Wer nun aber seinen Spuren andächtig folgen will, muß sich auch dazu bequemen, sich mit dem textlichen Inhalt seiner Werke ganz vertraut zu machen, und dafür giebt eine zweckentsprechende Literatur die beste Gelegenheit. Wilhelm Tappert's „Leitfaden durch den Ring des Nibelungen“ ist beispielsweise bei aller Gründlichkeit doch so allgemein verständlich gehalten, daß er dem Laien den richtigen Anhalt zu geben vermag. Das Studium des Musikalischen nach dem Klavierauszuge ist nur ganz außerordentlich fertigen Dilettanten möglich. Weit einfacher und nützlicher dürfte es sein, sich H. von Wolzogen's „Leitmotiv“ anzueignen, um den zielbewußten Absichten des Meisters auf vielfach verschlungenem Pfade folgen zu können. Wer aber sich nicht um diese Dinge kümmert und den Siegfried oder die Götterdämmerung an sich vorüberziehen läßt, wie etwa den Trompeter von Säckingen, der kommt gerade so aus dem Theater wieder heraus, als er hineingegangen ist, und das dürfte wohl bei den Meisten der Zuhörer einstweilen der Fall sein. Die geistige Vertiefung der Dichtungen Wagner's an und für sich gewährt nicht nur der Phantasie und Empfindung, sondern auch der verstandesmäßigen Reflexion weiten Spielraum. Daher kann man beobachten, wie geradezu unmusikalische Leute oft zu ihrer eigenen Verwunderung sich angezogen fühlen, während sie anderen musikalischen Werken gegenüber kalt bleiben. Bei ihnen eben regt der geistige Gehalt den Verstand an, die Musik ist es nicht, denn diese soll und kann doch nur auf das seelische Empfinden wirken. So hoch der Genuß Wagner'scher Werke nun auch ist, für das private Musikleben im häuslichen Kreise wird dadurch kein wesentlicher Factor gegeben. Von Einzelnem, mehr auf dem Althergebrachten und nicht gänzlich in der sogenannten unendlichen Melodie Daherschreitendem abgesehen, wie das Gebet Menzi's, Wolfgram's Gesang an den Abendstern, allenfalls noch Elsa's Mahnung (Lohengrin, zweiter Akt), wird der Dilettant, und sei er noch so fortgeschritten, wenig Lohn durch den Versuch der Wiedergabe am Klavier ernten. Es läßt also doch in dieser Beziehung schlimm für ihn aus, wenn wirklich nur noch Wagner auf der Bühne möglich wäre, wie seine blinden Verehrer tagtäglich behaupten.

Anknüpfend an die Unzuträglichkeiten älterer Texte hört man immer und immer wieder aussprechen, Wagner habe erst der Darstellung zu ihrem vollen Rechte verholten. Das ist einfach nicht wahr. Wägen meine verehrten Leserinnen doch einmal in Wagner's Schriften nachlesen, welche Bewunderung er gerade u. A. den schauspielerischen Leistungen einer Schröder-Devrient zollt! — Auch unsere älteren Meister, Gluck, Beethoven, Weber, Meyerbeer u. A. haben den Sängern große schauspielerische Aufgaben zu stellen vermocht, theilweise in einer psychologischen Vertiefung, die von Wagner nicht übertroffen wird. Sie legten dabei allerdings fast ausschließlich den Schwerpunkt des Ausdruckes in die Singstimme, und wer von einer Marianne Brandt einmal im Fidelio in der Artkerzene die Worte: „Todd' erst sein Weib“, die Beethoven bei gänzlich schweigendem Orchester im entscheidenden dramatischen Wendepunkte der Leonore in den Mund legt, hörte, der wird sich der ganzen Allgewalt des Ausdruckes, dessen die menschliche Stimme fähig ist, bewußt geworden sein. Daraus dürfte sich denn auch zur Genüge ergeben, daß es außer den Wagner'schen Musikdramen doch noch viele Opern giebt, die uns zu fesseln und anzuziehen vermögen. Wagner selber hat auch keineswegs daran gedacht, mit seinen reformatorischen Prinzipien, die im Grunde genommen doch nur zum Theil neu sind, alles Uebrige bei Seite setzen zu wollen. Das thut in einseitigem Parteianatismus nur seine Anhänger sans phrase; Wagner selbst dagegen warnt sogar vor allzu enger Anlehnung an seine Schöpfungen, denn er fühlte, daß seine in sich gefestigte, eigenartige Künstlernatur, die sich selber eine eigene Methode schuf, in ihrer Originalität nur ihm eigen bleibt und Anderen nicht als Muster oder gar als Schablone dienen kann und darf.

Die Wagner-Vergötterung ist ein Krankheits-Symptom unserer Zeit, vor der wir uns recht hüten müssen, ohne dabei das Große und Herrliche zu verkennen, das uns der Meister geschaffen hat. Wenn aber eine etwa vor zwei Jahren in Leipzig erschienene „Bairreuther Fest-Betrachtung“ in dem Sage gipfelt: „Wagner ist der Luther unseres Jahrhunderts“, wenn ein religiöses Kinder-Büchlein für Kinder Wagner'scher Eltern erscheint, Wagner also gewissermaßen als Messias hingestellt wird, da ist denn doch zu befürchten, daß der Meister sich noch im Grabe umdreht und flucht: Gott schütze mich vor meinen Freunden!

Wenn wir also in die Oper gehen, verehrte Leserin, so wollen wir nicht achtlos die Werke Gluck's, Mozart's, Beethoven's, Weber's, Marschner's, Meyerbeer's u. c. übersehen, wollen nicht vergessen, daß auch Welschland uns manches Gute bietet, von Rossini bis Verdi, um so weniger, als sich in allen diesen Opern für unsere häusliche Musik manches Passende findet. Fortgeschrittene Sängerrinnen werden beispielsweise mit dem „Wenn Du sein fromm bist“ aus Don Juan oder mit dem Briefduett aus Figaro's Hochzeit, sich und die übrigen wahrhaft erfreuen, zumal dann, wenn sie sich an dem im Opernhause Gehörten ein anregendes Muster nehmen.

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Opernwerke näher zu besprechen, die der Beachtung nach dieser Richtung hin mehr oder minder werth sind. Aus dem oben Angebeuteten werden die verehrten Leserinnen sich wohl selber eine Richtschnur für das Selbststudium zusammen weben können.

In einem letzten Plauder-Artikel werde ich auf den zweiten Factor unseres öffentlichen Musiklebens, auf die Concerte, zu sprechen kommen.

Nachdruck verboten.

Wilhelmine Gräfin Widenburg-Almasy und ihre „Letzten Gedichte“.

Von Eugen Baron d'Albon.

Am 22. Januar vorigen Jahres hat in Gries bei Bozen, im sonnigen Südtirol, eine der besten deutschen Frauen ihre edle Seele ausgehaucht. Gräfin Wilhelmine Widenburg-Almasy, deren liebreicher Mund an diesem Tage für immer verstummt ist, hat durch ihr unerwartet jähes Ableben nicht allein ihrem schwergebeugten Gatten und ihren Kindern herbes Herzeleid verursacht, — nein, uns Allen, die wir uns an den golden schimmernden Gaben ihres reichen Geistes erquickten, war die Kunde von dem Heimzuge der edlen Dichterin eine wehmüthreiche Trauerbotschaft. . . . Wer hätte aber auch nur im Entferntesten daran gedacht, daß die allgütige Erde, welche Wilhelmine Widenburg so sehr geliebt hat, und von welcher die Dichterin einstmal, in glücklichster Stimmung, gesungen, daß sie nie und nimmer der „schlechteste der Sterne“ sei, sich so bald aufstun werde, um die Poetin, deren ganzes Wollen hienieden dem Sterne des Glüdes anvertraut zu sein schien, in ihren dunklen Schoß aufzunehmen? — Schön an Geist, Seele und äußerer Erscheinung, glänzlich als Gattin und Mutter, bewundert, verehrt und gefeiert von Allen, die sie kannten und umgaben, war die ihre Todte, deren dichterische Arbeiten getrost an die Seite der geistesstarken Schöpfungen unserer großen Vetti Paoli gestellt werden können, eher alles Andere, denn eine empfindsame, anklagende Welschmerz-Poetin. Durch ihre Gedichte weht jener Hauch warmer Zufriedenheit und stillen Glüdes, der so unendlich wohl thut und uns Welt und Leben in rosigen Tageslichte erscheinen läßt. Elegische Töne waren ihr fremd, und von elegischen Stimmungen ließ sie sich nur sehr selten gefangen nehmen. Es erschien uns darum auch sonderbar, als wir vor etwa sieben Jahren das folgende wehmüthige Gedicht der nun Heimgegangenen lasen:

„Frage die Kinder, ob sie glücklich wären,
Sie seh'n dich an mit staunendem Gesicht,
Und können sich die Frage nicht erklären,
— Sie wissen's nicht.“

Beneidest du den Todten in der Traue
Um seinen Frieden, fern vom Tageslicht?
O, laß das sein, — wie friedlich er auch ruhe,
Er weiß es nicht.“

Du weißt es nur, vom Schmerz um ihn gebeinigt,
Vom Trennungsschmerz, der dir das Herz zerbricht,
Und wenn der Tod dich einst mit ihm vereinigt,
— Dann weißt du's nicht . . .“

Wurde die Seele der Dichterin, als sie diese prächtigen Verse niederschrieb, von einer Ahnung beschlichen? Wir wissen's nicht. . . .

Wilhelmine Gräfin Widenburg-Almasy wurde als die Tochter des als tüchtiger Staatsmann bekannten Präsidenten der ungarischen Hofkammer und späteren Gouverneurs der allgemeinen österreichischen Boden-Credit-Anstalt, Geheimen Rathes Moriz Grafen von Almasy und der Gräfin Rosa, geb. Festetics de Tolna, am 8. April 1845 in Ofen geboren. In ihrem neunten Jahre kam die Comtesse mit ihren Eltern (die Mutter, eine rüstige alte Dame, erfreut sich völliger Geistesfrische in Wien) nach der Kaiserstadt am Donau-Strande, welche der bleibende Wohnsitz der Dichterin wurde. Frühzeitig lernte die Gräfin in ihrem Elternheime, das in damaliger Zeit vielfach von berühmten Zeitgenossen aufgesucht wurde, zwei Persönlichkeiten kennen, welche auf die dichterische Entwicklung der jungen Gräfin von nachhaltigstem Einflusse waren: die geniale, unvergessen fortlebende Kettich und den Dichter Friedrich Halm. Der großen Tragödin bewahrte die Dichterin allseitig ein liebevolles Andenken, ihr widmete sie auch die schöne Strophe:

„Ein Loblied drängl's mich, dir zu singen:
Wie aber könnt' ein Lob ich bringen,
Ein Lob, das würdig Dich erhebt?
Hin auf Dein Grab die Harfe legen
Laß mich, bis sich die Saiten regen,
Von deiner Seele Hauch belebt.“

Kaum zwanzig Jahre alt, publicirte die Gräfin, deren tieferliche Empfindung in intimer Kreise bekannt war, ihren ersten Band Gedichte. Dieselben waren jedoch nicht für die Oeffentlichkeit, sondern lediglich für die Freunde des Hauses bestimmt. Nichtsdestoweniger drangen sie bald in immer weitere Kreise und erregten eine solche Senation, daß sich die Gräfin schon nach zwei Jahren entschloß, mit ihren Arbeiten offen vor die literarische Welt zu treten. Ihre 1865 der allgemeinen Beurtheilung zugänglich gemachten Gedichte fanden durch die Reinheit der Form und die Keife und den ethischen Ernst ihrer Gedanken ungeheures Lob. Einen besonderen Genuß bereiteten ihre Poesien zumal einem jungen österreichischen Cavalier, dem feinsinnigen und als Dichter gleichfalls hervorragenden Grafen Albrecht Widenburg, der, in der schönen Gräfin alsbald eine verwandte Seele entdeckend, nach kurzer Bekanntschaft mit Erfolg um die Hand Wilhelminens anhielt. Unsere moderne Gesellschaft hat wohl nur selten eine Ehe aufzuweisen gehabt, welche musterhafter, harmonischer, schöner, ja, wir möchten behaupten, idealer gewesen wäre, als jene unseres Dichterpaares. . . . Der ersten poetischen Gabe der Gräfin folgten noch mehrere andere, größere Dichtungen lyrischen, dramatischen und epischen Inhaltes, u. A. die epischen Gedichte „Der Graf von Kemplin“, „Matina“ und „Emanuel d'Alstorga“, dann die geschichtlichen Dramen „Das Document“ und „Radigundis“, welches letztere durch Feisfarbe und Localität an Grillparzer's „Weh dem, der lügt“ gemahnt und, ungemein wirkungsvoll aufgebaut, große dramatische Kraft verräth. Eine kleinere Arbeit „Ein Abenteuer des Dauphin“ fand bei ihrer am 7. October 1882 erfolgten Aufführung im Burgtheater rauhenden Beifall. Ihrer sonstigen mannigfachen literarischen Thätigkeit, in welche sie sich gewöhnlich mit ihrem hochbegabten Lebensgenossen theilte, konnte noch so mancher Aufsatz gewidmet werden. Es genüge hier, zu erwähnen, daß Gräfin Widenburg an Lewinsky, dem großen Tragöden des Burgtheaters, einen Interpreten gefunden, der wesentlich dazu beitrug, ihren Namen zu popularisiren und zu einem gefeierten zu gestalten, und daß die unvergessliche Frau sogar vor dem knorrigen und sehr gestrengen Johannes Scherr, der sicherlich kein Gönner und Freund der schriftstellernden Frauenwelt war, Gnade gefunden, d. h. von ihm in schmeichelhaftester Weise in einem gelegentlichen literarischen Essay gelobt worden ist.

Für die große Gemeinde der Verehrer der früh in's Grab gesunkenen Dichterin bilden die „Lezten Gedichte“ (Wien, Carl Gerold's Sohn), welche der congeniale Gatte aus dem Nachlasse der hochbegabten Frau im December herausgegeben hat, eine weisheitsvolle Christgabe. Das köstliche, von der Verlagsbuchhandlung würdig ausgestattete Büchlein liefert uns abermals den Beweis, wie vielfach das poetische Talent der Verstorbenen geartet war, und noch etwas zeigen uns diese „Lezten Gedichte“, eine werthvolle Perle, die nicht alle deutschen Poetinnen ihr eigen zu nennen vermögen: einen feinen, liebenswürdigen, herzerglühenden Humor, der, mit wahrhaftem Frauentakte gepaart, wie würzige Gebirgsluft erfrischt und Niemand verlegt und verlegen kann.

Eröffnet wird das Buch mit einem Lieder-Exkurs aus der unvollendet gebliebenen romantischen Erzählung „Margarethe und Oswald“. Von dem erzählenden Theile derselben sind leider nur wenige Fragmente vorhanden, die sich in ihrer Zusammenhanglosigkeit nicht zur Veröffentlichung eignen. Dagegen glaubte der Herausgeber einunddreißig Lieder, die als lyrische Einlagen für dieses Epos bestimmt waren, dem Lesepublicum nicht vorenthalten zu dürfen. Daran hat Graf Wickenburg wohlgethan, da diese Lieder ja, auch aus ihren Bahnen herausgenommen, einen in sich abgeschlossenen Cyklus bilden und durch ihren dichterischen Gehalt von dem Geiste zeugen, in welchem das Ganze gedacht war. Ein tief und innig empfundenes Poem ist gleich das erste „Maidel“, das sich die Tondichter gewiß nicht entgehen lassen werden, wie sicher noch manch anderes Lied aus dieser Sammlung auf den Schwingen des Gesanges den Weg zu deutschen Herzen finden wird. Diesen Gedichten folgen „Balladen, Sagen und Legenden“, dann das hübsch erfundene „Märchen aus dem Winterlaub“, „Uebersetzungen“ und fünfzig „Ungarische Volkslieder“. Unter den Uebersetzungen ragen jene aus dem französischen des Gustav Nadaud besonders hervor, es sind kleine Meisterstücke der Uebersetzungskunst.

Wilhelmine Wickenburg war auch eine stimmbegabte, meisterhaft geschulte Sängerin (eine Schülerin der Marchesi), deren Erscheinen in den Concertsälen der Residenz jederzeit mit Freuden begrüßt wurde. Und dieses unergleiche Wesen, diese gute deutsche Frau, — sie wurde ungeachtet ihrer Abstammung eine warmherzige, ja begeisterte Deutsche, — mußte uns der grausame Tod so früh entreißen! Wenn es jedoch für die große, zahlreiche Gemeinde derer, die sie liebten, schätzten und werth hielten, einen Trost giebt, so ist es der, daß Wilhelmine Wickenburg-Almasy nicht umsonst gelebt, und daß sie sich in ihren Arbeiten ein bleibendes Ehrenmal errichtet hat.

12 Gr. Kleber, — der meistens als Viehfutter und zu technischen Zwecken verwendet werden muß, weil man ihn bisher nicht in eine zur Nahrung geeignete Form zu bringen wußte. Das Kleberbrod ist unschmackhaft, und die mit Kleberzusatz hergestellten Macaroni haben keine große Bedeutung. Nun scheint es aber dem Herrn Hundhausen in Hamm gelungen zu sein, diese Schwierigkeit zu besiegen, indem er ein stark kleberhaltiges Weizenmehl (mit 50 bis 80 Procent Kleber) erzeugt, welches sich zu haltbarem und schmackhaftem Brod und verschiedenen Mehlspeisen verarbeiten läßt. Die Preise sind allerdings höher, als diejenigen gewöhn-

einmal um rascheren Umsatz zu erzielen, andererseits weil dasselbe durch längeres Liegen an Gewicht verliert. Das freie Hängen der Stücke an einem Haken, in kühler Zugluft, ist allem Anderen bei Weitem vorzuziehen; benutzt man einen Gisteller, so ist größte Vorsicht und Reinlichkeit zu empfehlen; das Fleisch darf nie direct auf das Eis gelegt werden und wird am besten in Pergamentpapier gewickelt, sonst nimmt es leicht einen untrüglichen Geschmack an. Als Aufbewahrungsort ganz zu verwerfen bleibt ein gewöhnlicher Keller; auch darf das Fleisch ebenso wenig in Käse gelegt werden, da die aufsteigenden Stellen feucht bleiben und leicht in Fäulniß übergehen, und ebenso hänge man nie ein Wild in der Haut mit anderen Braten zusammen. Hauptbedingung bleibt ein tägliches Besichtigen, ein Abwischen mit trockenem Tuch, Abschneiden der Feinen, grün werdenden Fettstellen; auch ist ein dickes Bestreuen mit gepulvertem Holzstohle, die die äußere Luft abschließt und vor dem Gebrauch abgeschabt oder gewaschen wird, von Nutzen. Ein Roastbeef wird erst nach circa vierzehn Tagen saftig und weich. Hammelfleisch muß bei mittlerer Temperatur wenigstens acht Tage hängen, für Kalb- und Schweinefleisch genügt eine etwas längere Zeit.

Elisabeth Raselowky.



Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Behandlung von Würsten. — Verschiedene geräucherte und halbgewürzte Würstorten haben die unangenehme Eigenschaft, daß sich die Schale nicht ablösen läßt. Es ist oft sehr mühsam, sich damit abzufinden, namentlich, wenn die Würstchen gelocht auf den Tisch kommen. Gibt es kein Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen?

J. G. in Cassel.

Humboldt's Kräuter-Suppe. — Ich habe irgendwo gelesen, daß sich Humboldt stets im Frühjahr eine Suppe von wildwachsenden Kräutern bereiten ließ, deren Auswahl er selber getroffen hatte. Weiß vielleicht Jemand mir Auskunft über die betreffenden Kräuter und ihre Zubereitung zu ertheilen?

Adele Sch. bei Prag.

Schlagjähne. — Was kann man thun, wenn Schlagjähne nicht steif werden will.

Frau von J. in B.

Antworten.

(Auf die bezüglichsten Fragen weisen die Zeitenaufgaben hinter den Schlagworten hin.)

Aischburg in Tirol. (32). — Eine Burg oder ein Schloß dieses Namens existirt in Tirol nicht; wohl aber führen im Sprengel der k. l. Bezirkshauptmannschaft „Umgebung Bogen“, Ortsgemeinde Flaas, zwei einzeln stehende große Bauernhöfe den Namen Ober- und Unter-Aischburg. Bekanntlich war der Bauernstand in Tirol im 16. und 17. Jahrhundert sehr wohlhabend, für damalige Verhältnisse sogar reich. Aus dieser Zeit stammen jene mit Ertern und Siebeln geschmückten Bauernhöfe, die ein ganz herrschaftliches Aussehen haben und den Vergleich mit den ungarischen Schlössern, — gemeinlich Castells genannt, wohl aushalten können. Ein solcher Tiroler Bauernhof barg innen weisse kostbare Vertäfelungen, und aus diesen Anstalten stammten auch jene prächtigen Schränke, jene reichgeschmückten Truhen, welche gegenwärtig die Wohnungen unserer Großen oder aber die Ateliers bedeutender Künstler schmücken, und die Freude aller Sammler und Kunstliebhaber bilden.

Neben diesen beiden Höfen erscheint noch ein Dorf Aisch in der Nähe von Anras im Gerichtsbezirk gleichen Namens (Pustertal); in diesem Dorfe liegt ein adeliger Ansig, der zum Bezirksgericht Ennenberg gehört. Es mag nun wohl dieser Ansig unter der dortigen Bevölkerung den Namen „Burg“, also Aischburg führen, wie denn der gemeine Mann im Sprachgebrauch nicht leicht einen Unterschied zwischen Herrenhaus, Ansig, Schloß und Burg macht. Dieser Besitz gehörte der Familie Prad von Aisch, welche aber schon zu Ende des 14. Jahrhunderts, wie der Chronist bemerkt „durch schlechte Heirathen und ähnliche dumme Streiche mehr“, ganz in Verfall und Armuth gerathen ist. Die Prad von Aisch führten als Wappen ein goldenes Dreieck im blauen Felde und zwar in der Weise, daß das rechtwinklig-gleichschenklige Dreieck mit dem Scheitel den oberen Schildrand berührt, die Hypothenuse horizontal zu stehen kommt und ihrerseits mit den Endpunkten den rechten und linken Schildrand trifft; es erscheint also das goldene Dreieck, — geometrisch gesprochen, — in den Schild eingeschrieben.

Dieses Wappen dürfte sich auf dem Gelände der Prad von Aisch wohl finden, doch steht ein Wappen niemals zu dem Gebäude, sondern immer nur zur Familie in Beziehung. Die Heraldik kennt nur Familien-, Orts- und Landeswappen, Schloßwappen giebt es nicht und hat es nie gegeben. Wenn über dem Portale oder sonst an passender Stelle eines Schlosses ein Wappen erscheint, so ist dies stets ein Familienwappen und damit jeder Aenderung durch etwaigen Besitzwechsel unterworfen. Anders verhält es sich mit den sogenannten Hausmarken, das sind wappenhähnliche Zeichen, die am Hause, nicht aber an dem Besitzer haften. In ihrer äußeren Form erinnern die Hausmarken mehr an die Steinmehzeichen, verbreitet sind dieselben über ganz Deutschland, Oesterreich, Schweden, Dänemark u. Die Literatur über Hausmarken ist eine ziemlich umfangreiche; vollständig erklärt ist der Gegenstand bis heute nicht. Während im nördlichen Deutschland die Hausmarke ehemals große Bedeutung hatte, auf allen zum Hause gehörigen Gegenständen angebracht war und von der Hand des Hausherrn gezeichnet auch als dessen rechtskräftige Unterschrift galt, gerieth sie im Süden fast ganz in Vergessenheit. Der bekannte Forscher Leopold von Beck-Widmanstädter hat an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, daß die Hausmarke auch auf Grabmonumenten sich befindet, in einem interessanten Falle sogar gezeigt, daß die gestürzt dargestellte Hausmarke das Ableben des letzten Hofbesizers anzeigt, ganz ähnlich, wie man das gestürzte Wappen über der Brust des letzten männlichen Sprosses eines adeligen Geschlechtes anbrachte, zum Zeichen, daß diese Familie erloschen sei.

So weit mir bekannt ist, kommt die Hausmarke nur einfarbig vor, wodurch sie sich von dem stets polychromen Wappen sofort unterscheidet.

Professor Dyckdorff in Innsbruck.



Nachdruck verboten.

Romantische Landschaft. Von Fr. von Schennis. Siehe die Abbildung, Seite 36. — Unser Zeitalter der Realistik hat die Romantik noch nicht ganz vertreiben können; Tied's „Mondbeglänzte Pauerndacht“ ist noch nicht völlig verschwunden, — sie taucht doch noch dann und wann in der Poesie und in der Malerei, wie auch mitten im modern stützbenden Leben „herauf in alter Pracht“ ... Ah, und wie gern betauschen wir uns zeitweilig wieder einmal an den romantischen Bildern der Vorzeit, da noch stolze Burgen auf den Höhen thronen und im dampfenden Thale der Hufschlag der Reifige erklang, unter dem Fenster der lieblichen Fraue der Troubadour zur Laute sang, und vom Thurme herab das Banner wehte, den ritterlichen Kreuzfahrer zu seiner Rückkehr zu begrüßen! In dieses sinnig-müthige, heroisch-romantische Zeitalter führt uns auch das Schennis'sche Bild hinein, das in mancher Einzelheit an Böllin's phantastische Landschaften erinnert.



Nachdruck verboten.

Aleuronat-Mehl und Aleuronat-Brod. — Wenn man Weizenmehl mit Wasser zu einem Teige knetet und fortfährt, ihn in reichlich fließendem Wasser auf einem feinen Siebe oder in einem Musselin-Tuche zu kneten, bis das Wasser klar abfließt, so behält man eine zähe, klebrige Masse, den Kleber zurück, während aus dem Wasser sich allmählig weißes Stärkemehl absetzt. Der Kleber gehört zu den eiweißartigen Stoffen, die aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff bestehen, die Stärke enthält nur die erstgenannten drei Grundstoffe in dem Verhältnis von Kohle und Wasser, daher Kohle-Hydrate genannt. Unser Körper besteht neben Wasser, Fett und Salzen aus Eiweißstoffen, von denen durch die Lebensvorgänge beständig ein Theil zerfällt und in nicht weiter für den Organismus brauchbaren Stoffen ausgeschieden wird. Da wir nun Eiweißstoffe im Körper nicht bilden können, so müssen wir eine gewisse Menge derselben, die für den arbeitenden Mann auf 120 Gramm wasserfreies Eiweiß berechnet wird, mit unserer Nahrung aufnehmen.

Dies thun wir mit dem Genuß von Fleisch, Eiern, Milch, Käse, in denen Eiweiß in bedeutender Menge und in leicht verdaulichem Zustande, sowie Brod und anderen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche, worin meistens weniger, häufig auch weniger verdauliche Eiweißstoffe enthalten sind. Da nun Eiweiß ein unentbehrliches und zugleich der theuerste Nahrungstoff ist, so hat man sich längst bemüht, in Mehl und Brod möglichst viel davon zu erhalten. Und weil ein beträchtlicher Theil des im Korn enthaltenen Klebers sich in und an der Hülle desselben befindet und beim Mahlen größtentheils verloren geht, so hat man sich bemüht, durch Mitverarbeiten der Arie in Schwarzbrod und im Weizen-Schrotbrod diesen werthvollen Bestandtheil zu erhalten. Aber unsere Verdauung vermag nur sehr wenig von diesem in festen Hüllen eingeschlossenen Kleber herauszuziehen, und da die Kleientheile den Darm zu stärkeren Absonderungen und rascheren Bewegungen veranlassen, so kommt uns in Wirklichkeit nur äußerst wenig von jenem werthvollen Nahrungstoffe zu Gute.

Bei der Fabrication der Weizenstärke werden große Mengen von Kleber gewonnen, — 100 Gr. Mehl enthalten durchschnittlich

lichen Mehles und Brodes, dafür aber wird der Nahrungswert durch den großen Reichthum an Pflanzen-Eiweiß so bedeutend erhöht, daß der Preis im Verhältnis zu anderen eiweißreichen Nahrungsmitteln als wohlfeil bezeichnet werden muß. Von dem griechischen Worte für Weizenmehl, Aleuron, sind die Bezeichnungen dieser Erzeugnisse als Aleuronat-Mehl und Aleuronat-Brod hergeleitet worden.

Das Aleuronat-Mehl hat eine gelbliche Farbe, die beim Kochen dunkler wird; das Aleuronat-Brod, von dem wir vier verschiedene Proben vorgelegt haben, ist gelbbraunlich, seinem Roggenbrod ähnlich und erinnert in dem mir angenehmen Geschmack etwas an Schrotbrod. Alles dies rührt von dem Kleber her, der durch Erhitzen dunkel gefärbt wird, sodas auch andere Mehlspeisen eine etwas dunklere Farbe annehmen.

Da dieser Kleber nach den in Professor Voit's Laboratorium angestellten zuverlässigen Versuchen des Herrn Constantinidi völlig ebenso gut verdaut und ausgenutzt wird, wie thierische Eiweißstoffe, so kann er diese vertreten und nach seinem Werthe mit ihnen verglichen werden. Ein Hühnerrei, welches durchschnittlich 50 Gr. wiegt und 6,5 Gr. trockene Eiweißstoffe enthält, kann durch 8 1/2 Gr. Aleuronat-Mehl mit 80%, oder 6,8 Gr. Kleber vertreten werden, die nur wenig über einen Pfennig kosten, oder mit anderen Worten, ein Pfund Aleuronat-Mehl zu 60 Pf. enthält soviel Eiweißstoffe wie 60 Eier; oder da 500 Gr. Fleisch 120 Gr. Eiweiß enthalten, so könnten dafür 150 Gr. Aleuronat-Mehl eintreten. Daß hierdurch sehr bedeutende Ersparnisse im Haushalt zu machen sind, liegt zu sehr auf der Hand, um weitere Empfehlungen nöthig zu machen, und daß durchaus schmackhafte Speisen aus dem Aleuronat-Mehl zu bereiten sind, wird jeder Versuch mit den von Herrn Hundhausen angegebenen Recepten überzeugend beweisen.

Dr. Fr. Dornblüth.

Vom Fleisch und seiner Verwendung in der Küche. — Eine wie wichtige Rolle das Fleisch in dem Haushalte spielt, weiß jede Frau, die sich um Beschaffung und Verbrauch desselben kümmert und zu ihrem Aerger erlebte, daß ihre Bemühungen nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt waren. Sehr wichtig ist es zunächst, daß das Fleisch die zu seiner Verwendung nöthige Weise, die ihm erst seinen wahren Werth verleiht, erreicht habe, d. h., daß es nicht zu früh geschlachtet in die Küche kommt, ein Fehler, der nur zu oft begangen wird. Es ist ferner eine durchaus irrige Meinung, daß das Fleisch der Kuh unbedingt schlechter sei, als das des Ochsen; im Gegentheil, das einer jungen Kuh ist schmackhafter und feiner, nur schlachtet man eine solche selten; das eines alten, oft schlecht ernährten und vollkommen ausgenutzten Thieres ist allerdings hart und zähe.

Als bestes Rindfleisch gilt das eines drei- bis vierjährigen Ochsens von schön rother Farbe und weichem Fett. Gemeinhin wird das Kalbfleisch für das Gesündeste gehalten, doch ist sein Nährwert unbedeutend; geradegu schädlich aber, — weil unreif, — ist das Fleisch eines sehr jung geschlachteten Thieres, denn ein gutes Kalb, das treffliche Braten liefert, soll mindestens 4—6 Monate zählen. Das beste Hammelfleisch kommt von einem vierjährigen Hammel, das beste Schweinefleisch von einem 1 1/2 Jahr alten Thiere; auch ist letzteres Fleisch, ebenfalls einer weit verbreiteten Ansicht zuwider, durchaus nicht schwer verdaulich, und wird in neuester Zeit von vielen Aerzten als besonders nahrhaft empfohlen. Allerdings muß es gut gebraten werden und darf nicht zu lange aufbewahrt worden sein, da sein Fett leicht eine Säurebildung erzeugt.

Was nun die Aufbewahrung des frischen Fleisches bis zum Verbrauch betrifft, so ist diese, — namentlich im Sommer und bei unangenehmen Wirtschaftsräumen, — keine leichte, und dennoch sollten Frauen, denen es darum zu thun ist, gute, saftige Braten zu haben, Mühe und Umstände nicht scheuen, denn unsere Schlächter sind nur zu geneigt, recht frisches Fleisch zu verkaufen,